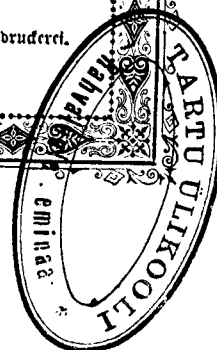
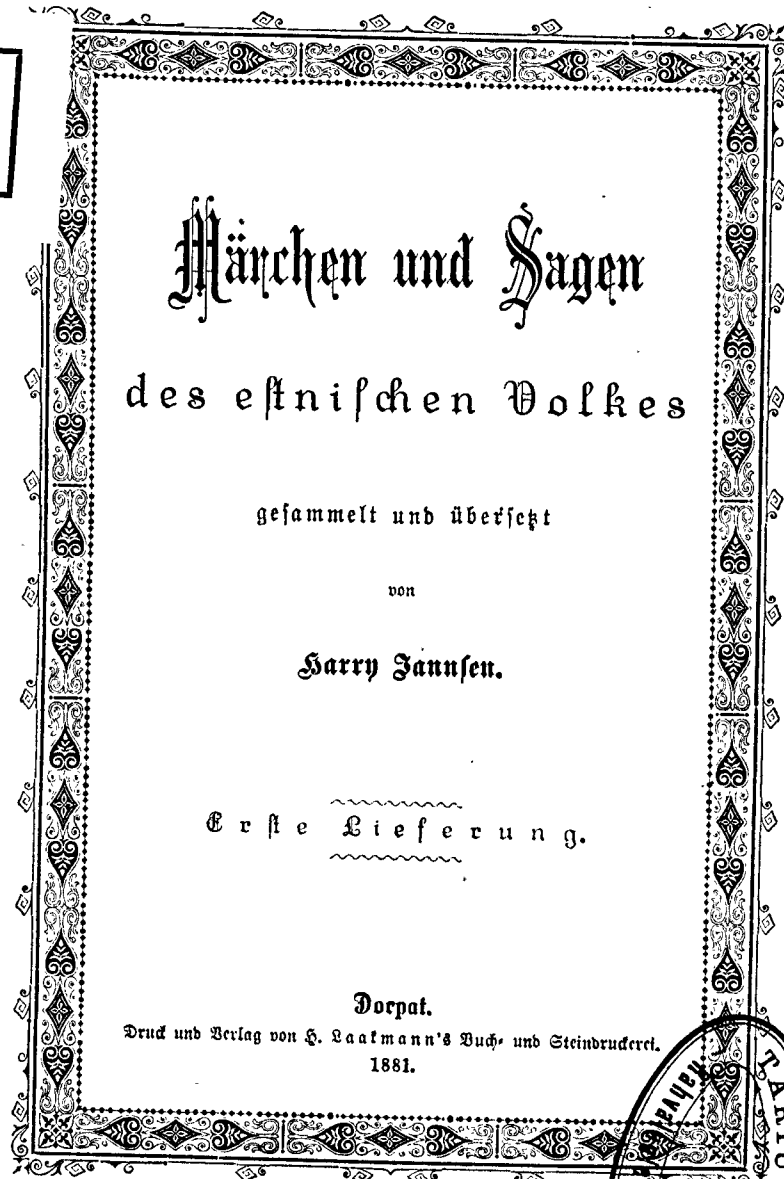


Est.
A - 16303

Est. A - 16303 7-120

LeetMages
Troy 1881

R. S.
I-120



Märchen und Sagen

des estnischen Volkes

gesammelt und übersezt

von

Garry Jannsen.

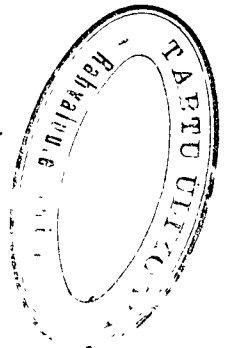
Erste Lieferung

Inv. #129

Dorpat.

Druck und Verlag von H. Laakmann's Buch- und Steinbruderel.

1881

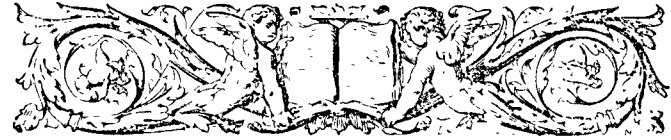


Von der Censur gestattet. — Dorpat, den 28. März 1881

Inhalt.

	Seite
1. Der Mann mit den Bastischuhen	7
2. Puntane und Tohtlane	11
3. Der Schwarzteich	16
4. Der Teufel und der Niegenmeister	18
5. Wie das Wasser im Meer salzig geworden	20
6. Von der Spinne und Entse	25
7. Die zwei Brüder und der Frost	27
8. Der mitleidige Holzhauer	30
9. Von dem geistlichen Herrn und seinem Schüler	37
10. Pitnes Sackpfeife	40
11. Märchen von der Ute	47
12. Der untrene Fische	50
13. Das Findelkind	53
14. Die Unterirdischen	55
15. Martin und sein todter Herr	61
16. Der Emmu See und der Wirts See	64
17. Die vier Gaben des Wassergeistes	67
18. Jutta	70

TARTAKOWSKI
TARTAKOWSKI
632917995



Vorwort.

Märchen und Sage führt uns, harmlos wie keine andere Poesie, abseits von dem planen Leben gesetzmäßiger Ursachen und Folgen auf wunderbaren Wegen in ein geheimnißvolles Halbdunkel naiver Naturbetrachtung, zu der Unschuld und Schönheit der ewigen ethischen Ideen, an das große Herz des Volkes. Es ist wie! leicht nur eine kleine Gemeinde, die den Schlägen dieses Herzens zu lauschen weiß und belehrt und erfreut und gerührt wird von der lieblichen Stimme der Volkspoesie. Denn etwa wie wir in unseren Tagen sensualistischer Wissenschaftlei und religiöser Gleichgültigkeit die Masse der Gebildeten achtlos vorüberziehen sehn an der Erhabenheit, welche von frommer Kunst und Begeisterung in den Meisterwerken der Heiligenmalerei offenbart ist, also scheint es, daß in eine zeretzende Kritik, in eine platte und armselige Nüchternheit und endlich in die Vorliebe für das grelle Kleid individueller Nuancen und Piquanterien unterzugehen drohen die zarten Kräfte des Gemüths, Liebe und Verständniß für das süße Gesicht und die zutranlichen Augen der Phantasie, das Gefühl kindlicher Erhebung über den Kreis der harten Lebensformen und die Ruhe einer Weltauffassung, welche in ihrem Gange nach dem Allgemeinen Zwecke und Ideale als das Letzte setzt und also nicht müde wird in ihrem Glauben an die allweise Ordnung der Dinge. Denn eben auch dieses ist das Herrliche der unverfälschten Volkspoesie, daß sie den Triumph der Idee des Guten, also des göttlichen Princips alles Geschehens in einer reizenden Selbstverständlichkeit durch alle ihre Strophen fortführt bis an die letzte Zeile. Was als Einzelnes in der Erscheinung, als alltägliche Wirklichkeit das Bewußtsein der edleren Naturen oft beleidigt, die Regel, in der sich die realen Sittenverhältnisse abwickeln und das Leben sich ausdrückt,

durchbricht sie mit königlicher Gewalt und erweckt mit ihrem Zauberstabe in uns den angeborenen Zug nach dem Wunderbaren, denn wo wäre nicht Wunder und Unbegreiflichkeit auch in dem Allergewöhnlichsten, wo wir auch hinschaun! So stecken wir denn gern die einfachen und frischduftenden Feldblumen der Volkspoesie an unseren Busen und blicken mit den Augen der Liebenden auf die keusche Schönheit ihrer Formen und Ideen.

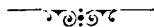
Seitdem das große Epos und einiges von den unzähligen anderen Lieder des estnischen Volkes über unsern heimathlichen Herd hinaus bekannter geworden ist, hat man begonnen die Eigenartigkeit und den Reichthum der estnischen Volksdichtung zu bewundern und sich um die Schöpfungen einer so tiefen Phantasie zu bemühen. Ich glaube daher nichts Unverdienstliches unternommen zu haben, wenn ich mit dieser Uebersetzung in eine der Cultursprachen den ganzen Schatz estnischer Märchen- und Sagenpoesie allen Gebildeten, welche sich daran erfreuen, vermittele. Mit der Wahl der deutschen Sprache schien dem Uebersetzer die Aufgabe gegeben, im sprachlichen Ausdruck sich auf das engste an den deutschen Volkston im Märchen anzuschließen, ohne damit die Treue der Uebersetzung zu verletzen. Ich glaube nicht, daß eine nur modern-sprachlich glatte und fließende Uebersetzung dem genügt, was wir von dem Ausdruck des Volksmärchens erwarten.

Auf den Wunsch meines Herrn Verlegers erscheint diese Arbeit in Lieferungen, von denen ich hiemit die erste der Gunst des Publikums empfehle.

Ich habe Text und Lectüre der Märchen nicht durch Anmerkungen unterbrechen wollen, welche vielleicht den auswärtigen Leser hie und da zu einem tieferem Verständniß mythologischer und localer Beziehungen verholfen hätten. Doch meine ich, daß man bei dem Charakter dieser Poesie solche Erklärungen kaum vermissen wird. Ich behalte mir jedoch im Interesse der mythologischen und ästhetischen Forschung für den Schluß des Werkes die Lieferung eines ausführlichen Sachapparates vor.

Dorpat, Ende März 1881.

Der Uebersetzer.



1. Der Mann mit den Basttschuhen.

Esam einst ein Wandersmann in ein Dorf und begehrte Nachtlager. Er trug stattliche Kleider, aber seine Füße staken in groben Basttschuhen. Ein freundlicher Bauer nahm den Fremden gastlich auf und bot ihm, Herberge. Wie nun die Nacht anbrach, fragte der Mann: „Bauer, wo soll ich denn meine Basttschuhe hinthun?“ Da wies ihm der Bauer den Ort. Sprach der Mann: „Nein, meine Basttschuhe mögen nur beim Federvolk über Nacht sein, das sind sie so gewohnt. Darum thu ich sie lieber ins Hühnerhaus auf die Stange.“ Der Bauer lachte herzlich über den Spas und ließ dem Manne seinen Willen.

Wie alles im ersten Schlafe lag, erhob sich der Basttschuhbesitzer leise von seinem Lager, schlich ins Hühnerhaus, riß seine Basttschuhe auseinander und streute die Stücke des groben Geflechtes den Hühnern vor. Des anderen Tages am Morgen trat er zum Hausvater und klagte: „Bauer, heute Nacht bin ich schlimm an meiner Habe geschädigt worden.“ Sprach der Bauer: „Ei, so ist billig daß den Schaden büße wer ihn gethan.“ Dieses Wort war dem fremden Manne ganz nach dem Sinn, gleich erschachte er den bunten Hanshahn und steckte ihn

in seinen Schnapp sack, „denn,“ sagte er, „dieser ist der Schuldige; heut Nacht hat er meine Schuhe zerhackt und zerzaust.“ Darauf ging er mit dem Hahn seiner Wege.

Desselben Tages abends kam er ins Nachbar dorf und bat wieder um Obdach. Zur Nacht sperrte er seinen Hahn in des Bauern Schaf stall und entschuldigte sich: „mein Hahn kennt es nicht anders seit früh auf.“ Nachts aber erwürgte er den Hahn und klagte dann: „die Schafe haben mein Thierchen umgebracht!“ Zur Entschädigung nahm er sich einen feisten Bock aus der Herde, denn er hielt sich am Wort des Hausvaters: billig muß den Schaden vergüten wer ihn gethan.

Mit solchem Lug und Trug erwarb er sich im dritten Dorf für den Bock einen Ochsen und endlich für den Ochsen einen Gaul. Bald wußte er sich noch einen Schlitten zu verschaffen und nun ging es flink über Berg und Thal, daß nur der Schnee stäubte hinter ihm. Und dabei ersann er neue Anschläge und Schelmstücke. Unter wegs begegnete ihm Meister Meinecke, den nahm der Mann in seinen Schlitten auf, denn der Rothe wußte gar schön zu bitten und schmeicheln. Ueber eine Weile kam auch der Wolf und der Bär einhergetrabt und ein jedes fand im Schlitten sein Plätzchen. Da war aber der Last doch gar zu viel geworden und als sie an des Weges Krümmung kamen, da brach die Seitenstange am Schlitten. Also schickte der Mann seine drei Fahrgäste ins Holz und hieß sie eine neue Stange bringen. Doch brachte keiner von den Dreien etwas Rechtes zurück. Fuchs und Wolf schleppten dünne Stöcke im Maul, der Bär aber eine

ganze Fichte mit den Wurzeln. Darauf machte sich der Mann selber auf und fand auch bald ein Holz das ihm anstand. Indem ersahen die Waldthiere die Gelegenheit, sprangen das Mößlein an und verschlangen es, den Balg aber stopften sie fein mit Stroh aus und richteten das Strothtier behutsam auf, daß es wieder wie lebend auf seine vier Füße zu stehen kam.

Als der Mann mit seiner Stange zurückkehrte, besserte er den Schaden aus und schirrte sein Mößlein von neuem ein. „Hü, jetzt wollen wir fahren!“ O weh, der Gaul rührte sich nicht. Da merkte der Mann des Rothen Schelmerei, des Granen Tücke und des Braunen Bosheit. Sprach er zornig zu den Dreien: „Gebt mir meinen Gaul wieder!“ Aber die Waldthiere entgegneten: „Du hast wohl selbst die Mähre umgebracht, derweisen wir ins Holz ließen auf deinen Befehl.“

So lärmten sie da und schalteten einander mit heftigen Reden. Meinecke bedachte indeß wie er den Streit zu Ende brächte und seinen Balg rettete mit guter Art. In der Nähe wußte er eine Grube, die hatte der Jäger zum Wolfsfang gegraben und oben war sie leicht mit dünnem Reißig zugedeckt. „Zank und heftige Worte entscheiden die Sache nicht,“ rief er aus, „aber kommt, hier in der Nähe ist die Wolfsgrube, da laßt uns alle zugleich hinüber treten und wer hineinfällt soll der Schuldige sein.“

Die Anderen waren zufrieden. Wie sie nun zur Grube kamen und auf das Reißig traten, brachen sie mit jammen kläglich durch und stürzten in die Tiefe. Auch der Rothe rettete sich nicht. Gar zu sehr hatte er seinem

leichter Fuß vertraut und unbedachtſam war er auf das Geſträuch getreten. Nun waren ſie alle in der Falle und keines konnte hoffen ſich zu retten. Die Zeit wurde ihnen lang und bald war auch der Hunger nicht mehr zu ertragen.

Zuerſt machten ſich die Thiere über den Baſtſchuhmann her und verſchlangen ihn, dann mußte Kleineke ſein Leben laſſen. Zuletzt erwürgte der Braune den Wolf. Dann kam der Jäger und machte dem Bären den Garauß. So war an den vier Schelmen das Wort wahr geworden: Wie die That, ſo der Lohn.

2. Pünſane und Toſtſane.

Einen geizigen Bauern verdroß und beſchwerte es gar oft, daß ſeine Knechte und Mägde bei ihm nicht ausdauern mochten. Er verlangte zwar nicht mehr Arbeit von ihnen als auch die anderen, den Unterſchied machte aber, daß er dem Hausgeſinde nicht genug zu eſſen gab, damit ſie hätten ſatt werden können. Wer etliche Monat oder ein halbes Jahr das Jammerleben bei ihm ertragen, den zwang der Hunger wieder zum wandern. Als es endlich überall ruchbar ward, aus welcher Urfach ſein Geſinde den Abſchied nahm, da war es dem Bauer am Ende ganz unmöglich Knechte zu erhalten. Nun lebte weit in Alentaſſen ein berühmter Weiſer, zu dem machte ſich der Bauer auf, ihn um Rath zu fragen, brachte dem Weiſen einen Sack mit Geld und andere Geſchenke und begehrte zu wiſſen, ob er Knecht und Magd finden könnte, die den Bauern nicht arm eßen, ſondern auch mit den ſchmalſten Biſſen zufrieden wären. Der Weiſe antwortete: „Es iſt wohl möglich, aber es geht über mein Vermögen; da mußt du zu dem Alten Herrn gehn, der allein kann dir helfen.“ Dann unterwies er ihn des weiteren, wie er an dreien Donnerſtagen abends kurz vor Mitternacht mit einem ſchwarzen Haſen im Sack auf einen Kreuzweg kommen und pfeifen ſolle, auf daß der Alte Herr heran käme.

„Sieh dann selber zu wie ihr den Handel fertig bringt, weiter kann ich da nicht helfen. Aber gieb Acht, daß du nicht betrogen wirst.“ — Der Mann frug woher er sich den schwarzen Hasen schaffen solle, da hieß ihn der Weise eine schwarze Kage nehmen.

Wie nun der erste Donnerstag herannahete, that der Bauer die Kage in den Sack und machte sich fort zum Kreuzweg, ob er gleich ein gelindes Wangen veripürte. Nun pfiß er und wartete, aber Niemand kam. Da pfiß er endlich noch einmal und dachte bei sich: wenn er nun nicht kommt, so bin ich den Weg umsonst gegangen. Da erhob sich ein Rauschen im Winde als bliese des Schmiedes Blasbalg, dann sah er ein schwarzes Ding oben im Winde herfliegen und eine Stimme frug: „Was begehrst du, Brüderchen?“ — „Ich halte einen schwarzen Hasen feil,“ sprach der Mann. „Komm am nächsten Donnerstag wieder, heut hab ich keine Zeit zu deinem Handel,“ rief die Stimme, und gleich entschwand auch das schwarze Ding des Waffenden Blicken. Es verdroß den Bauern zwar ein wenig, daß er den Gang vergeblich gethan, aber was halfs ihm? gegen Herren muß der Knecht geduldig sein. Am andern Donnerstag lief es besser ab. Wie er zum ersten Mal gepfißen, kam ein kleines altes Männchen heran, das trug ein Säckchen um den Hals und frug: „Was begehrst du, Brüderchen?“ Der Mann antwortete wieder: „Ich halte einen schwarzen Hasen feil.“ — „Was soll er kosten?“ frug der fremde Alte. Der Mann antwortete: „Ich fordere für meinen Hasen nichts größeres als Knecht und Magd, die mir dienen, aber mich nicht arm essen sollen.“ — „Auf wieviel Jahr

willst du den Handel schließen?“ frug der Alte Herr. „Meinetwegen auf Lebenszeit,“ gab der Bauer zur Antwort. Aber der Fremde sagte es ginge nicht, anders könnten sie den Handel nicht ausmachen, als auf sieben oder zweimal sieben Jahr. Der Bauer wars zufrieden. „So komm denn am dritten Donnerstag wieder und bringe auch den schwarzen Hasen mit, dann will ich dir Knecht und Magd schaffen, die niemals deiner Speiße noch deines Trankes bedürfen werden; in der durren Zeit mußt du sie aber zur Nacht ins Wasser thun, sonst werden sie welk und vermögen den Dienst nicht weiter zu verrichten.“

Am dritten Donnerstag stand der Mann wieder auf dem Kreuzweg und wie er pfiß war der Alte Herr augenblicks zur Stelle, aber ganz allein, Knecht und Magd hatte er nicht bei sich. „Um aber den Handel fest zu machen, mußt du mir drei Tropfen Blut aus dem Zeigefinger geben,“ sprach der Fremde, „damit du nicht zurücktreten kannst.“ Der Mann wollte wissen, wo denn Knecht und Magd wären. „Im Säckchen,“ antwortete der Alte Herr. Da nun der Sack nicht groß war, besorgte der Bauer, er würde geprellt, der Fremde aber, der seine Meinung zu errathen schien, sagte: „Ich will dich nicht betrügen,“ zupfte einmal am Sack, warf ein Büchschchen heraus so groß wie eine Hedeunkel und sprach: „Hier hast du deinen Knecht!“ Ein langer Kerl mit breiten Schultern stand in diesem Augenblick neben dem Alten. Aus der andern Büchse, die aus dem Sacke flog, kam die Magd hervor. „Da sind nun deine Diener die nicht essen,“ sagte der Fremde, „nun gieb mir die drei Tropfen Blut zur

Befräftigung und den ſchwarzen Hagen dawider, dann magſt du heimkehren.“ Der Mann that wie ihm geheiffen und frug zum Ende nach dem Namen der neuen Dienerschaft. „Der Knecht heiſt P u n l a n e und die Magd D o h t - l a n e,“ ſprach der Alte, ſteckte den vermeintlichen Hagen in den Sack und ging ſeiner Wege. Der Bauer wanderte mit ſeinen Leuten heimwärts.

Knecht und Magd ſchafften nun von früh bis ſpät, aber dennoch verlangten ſie niemals einen Biſſen, und das war dem Bauer recht nach dem Sinn. Schienen ſie ihm bisweilen in den heißen Sommertagen welk geworden, warf er ſie zur Nacht ins Waſſer, da waren ſie den nächſten Morgen ſo friſch und kräftig wie zuvor. Der geizige Bauer ſcharrte nun mit jedem Jahr einen größeren Geldhaufen zuſammen, da er dem Hausgefinde weder Brot noch Lohn zu geben brauchte. So waren zweimal ſieben Jahr herumgegangen bis auf ein paar Wochen. Nun begann der Bauer zu ſorgen, er möchte Knecht und Magd verlieren, und ſann hin und her, wie er die Zeit friſten könne.

Als der Bauer ſich eines Morgens erhob, nahm er wahr, daß Knecht und Magd noch nicht bei der Arbeit wären. Er meinte ſie ſchlieſen noch auf dem Boden und ſtieg die Leiter hinan unter's Dach. Aber da war nichts Lebendes mehr zu finden. An der Stelle aber wo ſie ihr Lager gehabt, lag ein ſauler Baumſtumpf und ein Häuſlein Birkenrinde. Da kam es ihm plötzlich zu Sinn was die Namen der Beiden bedeutet hätten — nichts anderes waren ſie geweſen, als mit Hexenkunſt erſchaffen aus Holz und Rinde. Als er ſich nun grade anſchickte die Leiter

herunter zu ſteigen, da griff ihn eine Hand um den Hals und erwürgte ihn am ſelben Ort. Sein Weib fand ſpäter nichts anderes vom Boden als drei Tröpfchen Blut. Wie es dann in die Kornkammer trat, fand es alle Kaſten leer, aber die Geldlade voll welker Birkenblätter. So war mit einem Mal der ganze Reichthum zerronnen und vor Kummer ſtarb nun auch das Weib, ob ſie gleich nicht wußte wie der Bauer erwürgt worden vom Teufel, dem er aus Habgier ſeine Seele verkauft. Alſo war das des geizigen Bauern Lohn, da er auf böſe Art ſich Schätze erworben.

3. Der Schwarzteich.

Wenn ich nur vom Kriege anhebe — lieber Gott, das war eine böse Zeit! Floh da ein reicher großer Herr vor dem Getümmel von Werra die Na entlang eilig eilig gen Walf. Sechs Kasse zogen die Kutsche, all sein Hab und Gut, Frau und Kind hatte er bei sich. Aber da kam ihnen plötzlich auf dem Weg der Krieg grad entgegen. Wohin nun noch sich wenden mit den müden Kassen? Da war er wahrlich mit den Seinen und all den Schätzen in Feindes Hand gefallen. Nun war am Wege unten am Abhang ein langer tiefer Teich, mit schwarzem und kaltem Wasser, den nannten die Leute den Schwarzteich. Allsogleich ließ der Herr den Kutscher hinein treiben. In einer Hast riß der die Kasse vom Wege ab, schwang sich selber vom Sitz und so stürzten sie in das schwarze Wasser. Schwer wog das Silber und Gold und vergrub alles in die Tiefe, die Menschen und Wagen und Kasse.

Aber solch ein Ende kann freilich nicht mit rechten Dingen zugehn. Schau, wenn du abends vor dem Hahnen- schrei den Schwarzteich vorüber gehst, da giebt's immer Spuk und Gespenster. Bisweilen kriecht ein schwarzer Hund den Abhang hinauf, die Jungen hinterdrein; Katzen springen über den Weg, oder es erscheint in allerlei Vogel- gestalt. Einst war Einer am Ufer des schwarzen Wassers

eingekickt. Da sei er hastig am Bein gepackt und wie im Sturm nach unten gezogen. Doch erwischte der Mann zum Glück noch ein Wacholdersträuchlein, das am Ufer wuchs, und so kam er davon. Wieder einmal sah er Jungfrauen auf dem Wasser, wie sie plätscherten und badeten, und waren weiß wie Schwäne. Plötzlich seien sie auf ihn gekommen, die Eine ganz nah, und die hätte nur so gekichert! Dem Manne wäre eine Angst angekommen und wie er sich erschrocken befreizigt, da seien sie wieder ins Wasser gesprungen und still geblieben. — Einmal habe ein Fischer einen schwanzlosen Hecht im Schwarzteich gefangen. Da habe man abends die Stimme des alten Edelherrn auf dem Wasser gehört wie er gerufen: „Ist das ganze Küffelvieh beisammen?“ Da hätte eine Stimme geantwortet: „der alte schwanzlose Eber fehlt!“

Noch kürzlich sei da Einer auf dem Fischfang gewesen, und da sei ein großer Reifen von den Kutschenrädern aufs Wasser gekommen, scharf wie eine Axtschneide, und das ist wahrhaftig wahr, viele habens selbst gesehn.

4. Der Teufel und der Kiegenmeister.

Es war einmal ein Kiegenmeister, der saß einst und goß zinnerne Knöpfe. Da kam der Teufel heran und grüßte ihn: „Guten Tag, Mann! was thust du denn hier?“ Der Mann erwiderte den Gruß und sprach: „Ich gieße Augen.“ Fragte der Teufel: „Könntest du wohl auch mir neue Augen gießen?“ Der Mann sprach: „Ei freilich, aber da brauchst du Augensalbe und die habe ich eben nicht.“

„Kannst du es denn wohl auch ein andres Mal thun?“

„Kanns freilich.“

„Wann soll ich denn wiederkommen?“

„Wanns dir grade recht ist.“

Anderen Tages kam der Teufel aufs neue zum Kiegenmeister wegen der Augen. Da fragte der Kiegenmeister:

„Möchtest du große oder kleine Augen?“

„Nur recht große!“ sagte der Teufel.

Nun brachte der Mann ein tüchtig Stück Zinn in der Gießkelle zum schmelzen und sprach zum Teufel: „Du mußt aber gebunden werden, sonst kann ich nicht gießen.“

So hieß er ihn denn sich rücklings auf eine Bank strecken, erwischte einen langen und berben Strick und band ihn gehörig fest. Wie der Teufel so verwahrt war, frug er den Kiegenmeister um seinen Namen.

„Selber ist mein Name,“ versetzte der Mann.

Der Teufel sagte: „Schon gut — daß ichs nur weiß.“

Wie nun das Zinn flüssig geworden, sprach der Meister zum Teufel: „Halte nun still, die Salbe ist fertig.“

Der Teufel hielt mänschenstill und sperre die Augen tüchtig auf, damit nur die neuen recht schön würden. Da goß ihm der Kiegenmeister das glühende Zinn in die Augen. Im schrecklichen Schmerz sprang der Teufel auf und rannte ins Freie mitjammt der Bank am Rücken.

Draußen auf dem Felde pflügten die Knechte und wie sie des Teufels Schaden erjahren, fragten sie: „Wer hat es denn gethan?“

„Selber, Selber,“ schrie der Teufel.

Da lachten die Knechte und sprachen: „Hast dus selber gethan, wer kann da helfen?“

Aber der Teufel mußte mit seinen neuen Augen unter kläglichen Schmerzen verenden und seitdem giebt's keinen Teufel mehr. — Der Kiegenmeister hieß den Hund des Teufels Begräbniß ausrichten. Der vermochte es aber nicht allein und nahm sich den Fuchs zum Beistand, aber sie konnten auch beide nicht. Hieß der Hund auch die Ratte kommen. Wie er aber sah, sie wären ihm beide nichts nuß, erwürgte er Fuchs und Ratte. Nun mußte der Wolf heran und so begruben sie den Teufel unter den Mist einer weißen Währe. Darauf begingen sie den Leichenschmaus und Fuchs und Ratte kamen als Braten auf den Tisch. Der Hund spielte eine üble Festmusik auf und der Wolf tanzte dazu. Dieser Art wurde des Teufels Begräbniß ausgerichtet.

5. Wie das Wasser im Meer salzig geworden.

Es waren einmal zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Wie nun Weihnacht kam, hatte der arme nichts mehr zu essen, ging hin und bat den reichen Bruder um Hilfe. Der machte aber ein saures Gesicht, denn es geschah ihm nicht zum ersten Mal, daß er dem armen aus der Noth helfen sollte. „Willst du aber thun was ich dich heiße,“ sprach er, „so sollst du einen ganzen Rauchschinken haben.“ Der arme dankte und sagte er wolle es wohl thun. „So nimm,“ sprach der reiche und warf ihm den Schinken zu, „und nun fahr zur Hölle!“ — „Hab ichs zu thun versprochen, so muß ich wohl mein Wort halten,“ sagte der arme Bauer, nahm den Schinken und ging seiner Wege. Den ganzen Tag ging er in einem fort, wie es aber dunkelte sah er vor sich ein Feuer glänzen. Da dachte er: „hier muß es sein!“ Abseits vom Wege im Walde stand ein alter Mann mit langem weißem Bart, der hackte Holz. „Guten Abend!“ sprach der mit dem Schinken. „Wo hinaus?“ frug der Alte. „Ach,“ sagte der arme, „ich wollte zur Hölle, aber weiß nun nicht, ob ich den rechten Weg gegangen bin.“ — „Freilich,“ sprach der Alte, „es ist grad der rechte Weg, denn hier ist die Hölle.“ Dann sagte er weiter: „Wenn du nun hinein

kommst, werden sie alle deinen Schinken kaufen wollen, denn Schweinernes giebt's in der Hölle selten. Aber gieb ihn nur nicht um Geld ab, fordere als Preis die alte Handmühle, die hinter der Thür liegt. Wenn du dann wieder zurück bist, will ichs dir schon weisen wie du sie brauchen sollst. Denn wisse nur, daß die Mühle gar geschickt ist zu einem großen Werk.“ — Der Mann mit dem Schinken bedankte sich für die gute Weisung und ging seines Weges weiter zum Herrn der Hölle.

Wie er eintrat, lief das ganze Höllenvolk um ihn zusammen und wollten alle den Rauchschinken haben. Der Mann sprach: „Ich meinte wohl am heiligen Vorabend auf das Fest ihn selber mit meinem Weibe zu essen, aber da ihr ihn alle so sehr begehrt, so sollt ihr ihn haben. Doch um keinen anderen Preis, als um die alte Mühle, die da hinter der Thür liegt.“ Das war dem Höllenvater gar nicht recht, er dang und feilschte mit dem Manne, der aber blieb standhaft und so mußte ihm der Böse die Mühle zusagen. Wie dann der neue Mühlenherr aus der Hölle zurückkehrte, erkundete er von dem Holzhacker den Brand der Mühle und machte sich auf den Weg nach Hause. Wie tapfer er aber auch anschritt, dennoch gelangte er nicht vor Mitternacht heim.

„Wo warst du denn aber?“ frug ihn sein Weib, wie er daheim anlangte, „du weißt doch wohl, daß ich keinen Spahn unter den Kessel zu schieben habe zu einem Weihnachtsjüppchen!“ — „O,“ entschuldigte sich der Mann, „ich konnte nicht früher, mußte einen Handel ausrichten und einen weiten Weg nehmen; nun sollst du aber sehen,

was ich heingebracht habe.“ Er stellte die Mühle auf den Tisch und hieß sie mahlen, zuerst Lichte, dann ein Tischleinen, endlich Speise und Trank und alles wessen man zu einem reichen Schmause bedarf, und die Mühle mahlte wie er befahl. Das Weib hätte gern erfahren, woher er die Mühle habe, aber der Mann sagte: „Es kann dir gleich sein, Frau, du siehst wohl wie brav sie ist, und das ist die Hauptsache.“ So mahlte er denn alle guten Dinge auf das Fest fertig und am dritten Tage lud er alle Verwandten und Freunde herbei. Als nun der andere Bruder den Reichtum sah, griff ihn der Neid an und er frug: „Wo hast du den großen Vorrath her?“ — Hinter der Thür her,“ sprach der Bruder, denn er mochte nicht alles aufzeigen. Aber gegen Abend, wo es ihm vom Westen zu Kopf gestiegen war, brachte er doch die Mühle hervor. „Such den Schatzträger, der mir den Reichtum zugebracht,“ sprach er und ließ die Mühle das eine und andere mahlen. Wie der reiche Bauer das sah, gedachte er die Mühle zu erhandeln, er wollte sie aber anfangs um nichts hergeben. Endlich aber, da ihn der Bruder gar sehr bedrängte, ließ er sie ihm um ein großes Stück Geld, nur bis zum Heuschnitt solle sie ihm noch bleiben, denn, dachte er, behalte ich sie noch die Weile, so kann ich mir auf lange hinaus die Speisekammer füllen. Also könnt ihr denken, daß er in der Zeit die Mühle nicht stille stehn ließ; als es aber Heumond wurde, da erhielt sie der Bruder. Doch verrieth er ihm nichts von dem Brauch der Mühle.

Es war schon gegen Abend, wie der reiche Bruder die Mühle heim trug, den anderen Morgen aber sprach er

zu seiner Frau: „Geh nur du mit dem Gefinde das Heu rechen, ich will schon heute für den Mittag sorgen.“ Um Mittag stellte er die Mühle in die Küche auf den Tisch und sprach: „Mahle Gerste und Milchsuppe!“ und die Mühle mahlte wie er befahl, daß zuerst alle Schüsseln voll wurden und bald die ganze Küche schwamm. Wohl stellte und rückte er die Mühle hin und her, aber sie mahlte immer fort. Da stieg denn die Suppe so hoch, daß es dem Manne eine Gefahr wurde. Er riß die Thür der Wohnstube auf, aber bald war auch die Stube voll gemahlt und kaum gelang es ihm noch in dem Suppenmeer den Thürgriff am Flur zu erfassen. Voll Schreck rannte er ins Freie, aber die Suppe mit den Gersten kam ihm nachgelaufen und hatte bald alle Orte angefüllt.

Indeß dünkte es die Frau auf der Wiese, daß es schon lange Mittag sei, und sprach zum Volk: „Kommt nur nach Hause, ich wußte gleich daß der Bauer mit der Suppe nicht allein zurecht käme; nun muß ich selber zugreifen.“ So zogen sie denn heim. Schon von fern lief ihnen die Suppe mit den Fischen entgegen, der Mann aber rannte voran. „Gebt Acht, daß ihr nicht in der Suppe umkommt!“ schrie er, sprang weiter den Weg zu seinem Bruder und bat den, er möchte die Mühle wieder an sich nehmen. „Denn wenn sie noch eine Stunde so fort macht,“ sagte er, „muß das ganze Dorf in der Suppe erlaufen.“ Aber der arme Bruder wollte die Mühle nicht anders nehmen, er bekäme denn den Kaufpreis noch einmal bezahlt. Da nun der reiche keinen Ausweg kannte, mußte er schon den Geldsack öffnen. Nun hatte

der arme das Geld und auch die Mühle, und dauerte gar nicht lange, da baute er sich ein stattliches Haus, schöner als es sein Bruder hatte. Nun mahlte ihm die Mühle auch pures Gold, und so viel, daß er damit alle Wände des Hauses bedecken konnte. Weit her vom Meer sah man das goldene Haus erglänzen, denn es stand am hohen Ufer des Meeres. Die Schiffer kamen und bestaunten den reichen Mann und seine Wundermühle, und alle Leute wußten davon zu erzählen.

Einst geschah es, daß ein Schiffsherr die Mühle ansehen kam und wollte wissen, ob sie auch Salz mahlen könnte. „Ganz gewiß,“ sprach der Mann. Da wollte er sie kaufen, denn er dachte: habe ich einmal die Mühle, so brauchts nicht mehr der Fahrten übers Meer nach dem Salz. Er mußte aber lange bitten und einen großen Haufen Geld bieten, da bekam er die Mühle. Kaum hielt er sie in der Hand, da litt es ihn nicht länger an dem Ort, fragte auch nicht nach dem Brauch der Mühle, stieg in sein Schiff und fuhr ab. Wie er auf dem Meer war, brachte er die Mühle hervor und sprach: „Mahle Salz,“ und die Mühle mahlte Salz als käme ein Platzregen. Als nun das Schiff voll war, gedachte er sie in Ruhe zu bringen, aber es half ihm nichts, sie mahlte immer fort und der Salzberg im Schiff ward immer größer und höher, bis es endlich versinken mußte. Da liegt nun die Mühle auf dem Meeresgrund und mahlt noch auf diese Stunde, und daher kommts eben, daß das Wasser im Meer salzig ist.

6. Von der Spinne und Gmse.

Vor Zeiten hatten Hirtenbuben einer Gmse Nest verbrannt, denn die böse Gmse stach sie immer so arg. Da nun das kleine Thier nichts gegen die Buben ausrichten konnte, ging es voll Zorn zum lieben Gott, klagte und sprach: „Allvater, die übermüthigen Hirtenknaben verachten deine Gaben! immer verstreuen sie Brocken bei der Mahlzeit auf dem Felde, wenn sie die Herde hüten.“ Von dem Nest aber, daß es ihr zerstört worden, mochte die Gmse nichts berichten, da sie zuerst die Knaben beleidigt hatte. Sprach der liebe Gott: „Wahr mag deine Rede wohl sein, du hast aber keinen der die Wahrheit bekräftigte. Mache dich auf und suche dir zuvor einen Zeugen!“ Da machte sich die Gmse auf nach dem Zeugen. Wie sie nun so dahin ging, seufzte sie bei sich: ja, wenn ich jezt dem Spinnenvater begegnete, der brächte meine Sache mit den Hirten bald zum besten Ende; ist doch das Männchen gleich mir tagtäglich im Freien auf dem Felde zusammen mit diesen Schelmen. — Indem sie dies bedachte kam die Spinne gegangen. Da hub die Gmse eilig an: „Ach Brüderchen, ich habe einen bösen Handel mit den Hirtenbuben, komm du und zeuge für mich!“ Fragte die Spinne: „Was habt ihr denn mit einander?“ Aber davon wollte die

Emse nichts berichten, sie sagte nur: „Komm du nur, es hilft dir nichts, Allvater hat es so befohlen.“

Wie sie nun zu Allvater kamen, frug er die Spinne: „Spinne, willst du es auch gesehen haben, daß die Hirtenknaben die Brocken und Brosamen auf dem Ager verstreuen?“ Da sagte die Spinne: „Es ist aber nicht ihre Schuld, haben sie doch kein bleibend Plätzchen, wo sie in Ruhe ihre Mahlzeit nähmen, auch keinen Tisch, ihr Brot darauf zu brechen.“ Sprach der liebe Gott: „Spinne, dein Zeugniß ist wahr und gut, aber du, Emse, bist eine Lügnerin! warum hassst du deinen Nächsten ohne Ursach?“ Sprachs und schlug mit seinem Stabe der Falschen auf den Rücken und warf sie vom himmlischen Sitz hinab auf die Erde, daß sie vom Sturze mitten entzwei brach. Die Spinne aber ließ er an einem Seil säuberlich hinab, denn sie hatte die Wahrheit gesprochen. Daher hat die Spinne bis auf den heutigen Tag ihr Netz und Gewebe, daran sie gleich an einem Seil aufwärts und abwärts klettert wohin sie nur mag. Aber die Emse zeigt noch immer den geknickten Leib, wie er aus dem Himmel fallend geblieben: in der Mitte dünn, an den Enden dick und plump.

7. Die zwei Brüder und der Frost.

Es waren einmal zwei Brüder, davon war der eine reich und der andere arm. Der reiche hatte viele Acker und Vieh die Fülle, aber der arme nur ein einzig Stücklein Feld, darauf säte er Roggen. Da kam der Frost und verdarb ihm auch die geringe Saat. Blieb dem armen Bruder nichts anders, er machte sich auf und zog dem Froste nach. Wie er eine Strecke Weges gegangen war, traf er auf ein Häuschen und trat ein. Da saß eine alte Frau, die fragte ihn nach seinem Begehr. Der Mann sagte: „Ich hatte ein Ackerchen bestellt, da kam der Frost und nahm mir auch das Geringe. Nun bin ich ihm nachgegangen und will ihn fragen, warum er mir das gethan.“ Die Alte antwortete: „Die Fröste sind meine Söhne, die bringen alles um; eben sind sie aber nicht zu Hause. Wenn sie heim kommen und finden dich hier unten, werden sie auch dich umbringen. Mach dich auf den Ofen hinauf, da magst du bleiben.“ Der Mann kroch hinauf, da trat gerade der Frost ein. „Sohn,“ sprach die Alte zu ihm, „warum hast du eines armen Mannes Acker verdorben, dem es auch sonst schon knapp ging?“ — „Ach,“ sprach der Sohn, „ich probirte nur mal, ob meine Kälte beißen könnte.“ Da sagte der arme Mann auf dem Ofen: „Gieb mir nur soviel wieder, daß ich mich kümmerlich forthelfen kann, sonst muß ich über kurz Hungers sterben, denn ich habe nichts zu brechen und beißen.“ Der Frost sprach: „Wir

wollen ihm geben, daß er genug hat für sein Lebtag," gaben ihm einen Schnappsfack und sagten: „Wenn es dich hungert, so sprich nur „Säckchen auf“, so wirst du Speise und Trank vollauf haben. Wenn du aber satt bist, so sprich „Säckchen zu“, alsbald fährt alles zurück und der Sack wird sich schließen.“

Der Mann dankte herzlich für die Gabe und zog seiner Wege. Wie er eine Strecke Weges gegangen war, sprach er: „Säckchen auf“, und alsbald that sich das Säckchen auf und gab Essen im Ueberfluß. Wie er satt war, sprach er: „Säckchen zu“, und das Essen sprang in den Sack, der Sack aber schloß sich von selbst. Auch daheim that er so nach der Weisung des Frostes.

Wie er also eine Zeit mit seinem Weibe gelebt hatte, begann es den reichen Bruder nach dem Sacke zu lüsten und wollte ihn kaufen. So gab er dem armen hundert Ochsen und Kühe und eben soviel Pferde und Schafe dafür. Also ward nun der arme Bruder reich, es half ihm aber wenig, denn er hatte den Thieren kein Futter zu geben. Sie kamen ihm alle um und nun war er so arm wie zuvor. Da wußte er sich nicht anders zu helfen, ging abermals zum Frost und bat ihn um einen neuen Sack. Der Frost sprach: „Wie warst du so einfältig, einen solchen Sack wegzugeben, nun bist du doch so arm wie zuvor!“ Endlich gab er ihm aber einen gar schönen Sack, weit stattlicher als der erste. Der arme Bruder dankte abermals und ging frohen Sinnes davon, denn er vermeinte einen Sack zu haben wie den ersten.

Als ihn nun hungerte, sprach er wie zuvor: „Säckchen

auf!“ Alsbald that sich der Sack auf und sprangen zwei Leute heraus, die hielten Prügel in der Hand, damit klopften sie ihn, daß es eine Art hatte. Der Mann konnte in der Bedrängniß kaum das Wort hervorbringen: „Säckchen zu!“ Da fuhren die beiden zurück und das Säckchen fiel zu. Da dachte der Mann bei sich: „Nur Geduld, jetzt will ich mit dem Bruder tauschen.“ Daheim merkte der Bruder bald, wie der neue Sack so schön sei und begehrte zu tauschen. Der andere wandte nichts ein und so war der Tausch geschehn. Nun rief der reiche Bruder alle Verwandten und Vornehmen herbei, denn er gedachte aus dem Sack zuerst ein prächtiges Fest auszurichten.

Sobald sie alle beisammen waren, rief der Wirth: „Säckchen auf!“ Da that sich der Sack freilich auf, aber die beiden mit den Prügeln sprangen heraus unter die Leute und schlugen so wacker zu, daß sie alle auseinander stoben und trugen einige kaum das Leben davon. So bekamen sie da vollauf, der Wirth und die Gäste. Wie der Wirth endlich in der Noth „Säckchen zu“ rief, sprangen die beiden zurück und der Sack that sich zu. Nun schlugen aber noch die wackeren Gäste auf den Wirth ein, eh sie gingen, dann erst zogen sie ab. So gerieth es denn jetzt dem reichen Bruder so übel wie zuvor dem armen. Den schönen Sack behielt er wohl, aber auch die Prügelknechte darin, und gedachte er einmal aus dem Sack zu essen, saß ihm der Knüttel gleich auf dem Rücken. Aber der arme Bruder hatte für sich und sein Weib aus dem getauichten Sack genug so lang er lebte.

8. Der mitleidige Holzhauer.

Vor Zeiten war ein Mann in den Wald gegangen Holz hauen. Kam er zur Birke und gedachte sie zu fällen, wie aber die Birke die Art erblickte, hub sie gar beweglich an zu bitten: „Laß mich leben! bin noch so jung und habe ein groß Häuflein Kinder hinter mir, das um mein Ende betrübt würde.“ Der Mann willfahrte ihrer Bitte, ging hin zum Eichenbaum und gedachte den zu fällen. Bat der Eichenbaum wie er die Art erblickte gar beweglich: „Ach laß mich leben, bin noch so jung und stark und alle meine Eichen noch grün, daß sie nicht zur Saat tangen. Wie soll das kommende Geschlecht der Menschen einen Eichenwald haben, wenn meine Früchte verderben!“ Der Mann willfahrte ihm, ging hin zur Esche und gedachte die zu fällen. Bat die Esche die Art erblickend gar beweglich: „Ach laß mich leben! bin noch so jung und ward erst gestern vermählt, was soll aber aus meinem Liebsten werden, wenn du mich abhaußt?“ Der Mann willfahrte ihr, ging hin zum Ahorn und gedachte den zu fällen. Bat aber der Ahorn gar beweglich: „Laß mich leben! meine Kinder sind noch alle klein und unerzogen, was soll aus ihnen werden, wenn du mich abhaußt?“ Der Mann willfahrte ihm, ging hin zur Erle und gedachte die zu fällen. Bat die Erle die Art erblickend gar beweglich: „Ach laß mich leben! es ist nun gerade die Zeit, da ich Milch gebe, und muß so viele kleine Wesen mit meinem Saft speisen. Was soll aber

aus ihnen werden, wenn man mich abhaußt?“ Der Mann willfahrte ihr, ging hin zur Espe und gedachte die zu fällen. Bat aber die Espe gar beweglich: „Laß mich leben! Allvater erschuf mich, damit ich im Winde ein Rascheln mache mit meinem Geblättern und die Gottlosen schrecke nächtlich auf ihren bösen Wegen. Was soll aus der Welt werden, wenn du mich abhaußt?“ Der Mann willfahrte ihr, ging hin zum Faulbaum und gedachte den zu fällen. Bat der Faulbaum die Art erblickend gar beweglich: „Laß mich leben! ich blühe nun eben und muß der Nachtigall ein Obdach geben, daß sie in meinen Zweigen ihr Lied erklingen lasse. Wo vernähme noch das Volk den lieblichen Waldgesang, wenn mit meinem Falle die Vöglein wegzögen aus unserm Lande?“ Der Mann willfahrte ihm, ging hin zur Eberesche und gedachte die zu fällen. Bat die Eberesche gar beweglich: „Laß mich leben! denn ich trage ja eben Blüthen, daraus die Beerentrauben wachsen, die im Herbst und Winter die Vöglein speisen sollen. Wie wird es mit den Ärmsten werden, wenn du mich abhaußt?“ Der Mann willfahrte ihr und bedachte: wenn von dem Laubholz nichts zu hoffen ist, will ichs mit dem Nadelholz versuchen, ob mirs glückt, — ging hin zur Fichte und gedachte die zu fällen. Bat die Fichte, wie sie die Art erblickte gar beweglich: „Ach laß mich leben! bin noch jung und stark, muß mein Geschlecht mehren und Sommer und Winter grünen den Leuten zur Lust. Wo fänden sie auch ein schattiges Plätzchen im Wald, wenn du mich abhaußt?“ Der Mann willfahrte ihr, ging hin zur Kiefer und gedachte die zu fällen. Bat die Kiefer gar beweglich: „Laß mich leben! bin noch jung

und stark, muß immerfort grünen mit der Fichte zusammen; wärs ein Schaden, wenn du mich abhacktest." Der Mann willfahrte ihr, ging hin zum Wachholderbaum und gedachte den zu fällen. Bat der Wachholder gar beweglich: „Laß mich leben! bin doch des Waldes größter Schatz und allen ein Glücksbringer, denn mich kann man brauchen gegen neunundneunzig Krankheiten. Was soll aus Thier und Menschen werden, wenn du mich abhaust?"

Da setzte sich der Mann auf einen Hügel und überlegte: das Ding will mich gar wunderbarlich bedünken: jedes von den Bäumen redet und führt Bitten im Munde, damit es sein Unglück abwenden will. Was thu ich, wenn ich nirgends einen Baum mehr finde, der sich ohne Widerred hauen ließe? Mag mich auch ihren Bitten nicht hart erweisen und kehrte wohl mit leeren Händen um, hätt ich nur nicht ein Weib daheim. — Indem trat aus dem Dickicht ein alter Mann mit langem grauem Bart auf ihn zu und trug ein Hemde aus Birkenrinde und einen Rock aus Fichtenrinde, der frug ihn: „Was sitzest du denn, Brüderchen, so trübselig hier auf dem Hügel? hat dir wer ein Leids gethan?" Der Mann antwortete: „Wie sollt ich nicht bekümmert sein? Nahm des Morgens die Axt und ging in den Wald Holz schlagen und nach Hause schaffen für den Bedarf, aber da ißt mir wunderbarlich geschrehn: da find ich den ganzen Wald lebendig und hat ein jedes von den Bäumen seinen Verstand und Sprache, damit sie wider reden und bitten; ist aber in meinem Herzen nimmer etwas, was sich gegen ihre Bitten setzen könnte. Mag mit mir geschrehn was wolle, aber lebendige Bäume getrau ich mich

nimmer umzubringen." Da schaute ihn der Alte mit gütigen Blicken an und sprach: „Ich danke dir, Freund, daß du meiner Kinder Bitten dein Ohr nicht verschlossen hast. Dein Mitleid soll dir nicht zum Schaden gereichen; ich wills dir vergelten und Sorge haben, daß es dir inskünftig an nichts mangle. Meiner Kinder unvergossenes Blut soll dir zum Segen werden und solls dir nicht nur nimmer fehlen an Holz zum feuern und bauen, sondern soll auch im übrigen das Glück in dein Haus einkehren, also daß dir ferner nichts weiter obliegt, als nur deines Herzens Wünsche auszusprechen. Doch mußt du dich hüten, daß deine Wünsche nicht über das Maß gehn, auch dein Weib und Kind ermahnen die unmaßigen Wünsche zu zähmen, so daß die Wünsche nicht größer sein sollen, als es möglich scheint sie zu erfüllen. — Nimm hier die Wunschelruthe und hüte sie wie deine Seele!" Indem er dieses sprach, gab er dem Manne eine goldene Ruthe, etliche Spannen lang und so dick wie eine Stricknadel, unterwies ihn noch und sagte: „Willst du ein Haus bauen oder irgend ein Werk verrichten dessen du bedarfst, so geh hin zu einer Ameise Nest und neige die Ruthe gegen das Nest drei Mal, aber schlage nur nicht hinein, du könntest sonst den kleinen Thieren ein Leid thun. Befiehl aber was sie ausrichten sollen, so wirfst du des anderen Morgens die Arbeit gethan finden wie du sie wünschtest. Willst du Speise, so heiß den Kessel dir bereiten was du begehrst. Gelüstets dich nach Süßem außer der Kost, so weise den Zimmen die Ruthe und heiße sie aus Werk gehn, so werden sie dir mehr Honig schaffen, als du mit den deinigen ver-

zählen kannst. Verlangt dich nach dem Saft der Waldbäume, so zwingen die Birke und den Ahorn, alsbald werden sie deinen Befehl erfüllen. Die Erle wird dir Milch geben und der Wacholder Heilung bringen, wo du es ihnen also gebietest. Fisch und Fleisch wird dir der Kessel täglich fertig kochen und wirst nicht brauchen ein lebend Thier zu tödten. Bedarfst du Leinen oder seiden und wollen Zeug, befehle nur den Spinnen, so werden sie dir das Gewebe bereiten wie du es verlangst. Also wird es dir ferner an nichts mangeln, sondern Fülle sein in allen Dingen, zum Dank, daß du meiner Kinder Bitten erhört und ihres Lebens geschont hast. Ich bin aber der Waldesherr, den Allvater zum Herrscher über die Bäume gesetzt hat.“ — Darauf nahm der Alte Abschied und verschwand alsobald vor den Blicken des Mannes.

Der Bauer hatte aber ein arges Weib, das trat ihm belfernd wie ein böser Hund schon auf den Hofplatz entgegen, als es den Mann mit leeren Händen vom Walde heimkehren sah. „Wo hast du das Holz, das du bringen solltest?“ schrie es. Der Mann antwortete ruhig: „Es blieb im Walde wachsen.“ Da fuhr die Frau in der Wuth los: „O daß doch alle Birkenreiser sich zu Ruthen gebunden und dir die faule Haut gegerbt hätten!“ Der Mann neigte heimlich sein Wünschelrütchen und sprach daß es die Frau nicht hörte: „Möge dein Wunsch an dir in Erfüllung gehn!“ Da erhob das Weib plötzlich ein Geschrei: „o weh, o weh, wie das bitter thut, ach erbarmt euch, erbarmt euch!“ Jammernd sprang sie nach rechts und links und griff sich bald hier bald da an den Rücken, als träfen sie schlimme Hiebe. Wie

es dem Mann der Strafe genug schien, wies er das Wünschelrütchen an. In dieser Probe merkte er aber, welch ein köstliches Gut der Herr des Waldes ihm beschenkt hatte, da ihm nun gar aus der Glücksruthe eine Buchtruthe für sein Weib erwachsen war.

Auf dem Hof hatte der Bauer einen alten halbverfallenen Vorrathsspeicher. Da gedachte er denn noch diesen Tag zu erproben, wie es um die Häuserkunst der Ameisen stände, ging hin zum Nest, neigte die Ruthe zu dreien Malen und rief: „Baut mir einen neuen Speicher auf den Hof!“ — Des anderen Morgens, wie er sich erhob, fand er den Speicher fertig. Wer war nun glücklicher als unser Mann! Um das Essen brauchten sie sich garnicht mehr zu sorgen, was das Herz begehrte und das Wünschelrütchen dem Kessel gebot, das kochte der Kessel und trug täglich selber zu Tisch, also daß das Volk nur zuzulangen brauchte. Die Spinnen woben ihnen Zeug, der Mantwurf pflügte die Aecker und die Ameisen bestellten die Saat, sammelten auch im Herbst das Getreide in die Scheuern, daß es nirgends eines Menschen Hand bedurfte. Geschaß es aber bisweilen, daß die Zunge der bösen Frau aus der Ruhe kam und sie üble Worte anhub gegen den Mann, da hatte sie es durch der goldenen Ruthe Zauber immer selbst zu büßen. (Hier senkt wohl so mancher Mann: hätt ich doch auch so ein goldenes Rütchen!) —

Glücklich hatte das goldenen Rütchens Herr seine Tage zu Ende gebracht, da er sich sein Lebtag keine Dinge gewünscht, die nicht möglich schienen. Bei seinem Ende ließ er die Wünschelruthe seinen Kindern und wie ihn der

Waldbesherr unterwiesen hatte, also sagte er auch ihnen des zarten Dinges Gebrauch an, ermahnte sie auch der unerfüllbaren Wünsche wegen. Die Kinder waren dem Vater gehorsam und brachten also gleich ihm ihr Leben glücklich hin. Da geschah es einst im dritten Geschlecht, daß die Wünschelruthe an einen Mann kam, der des Gebotes seiner Eltern nicht achtete, sondern gar oft thörichte Dinge wünschte und also die Ruthe unverständig beschwerte. Doch erwuchs ihm anfangs aus den Wünschen kein ansehnlicher Schaden, da er nichts unmögliches gewünscht hatte. Aber des Mannes Uebermuth gab sich nicht zufrieden damit, begann die Macht der Ruthe zu erproben und unmögliche Dinge zu verlangen. So gebot er ihr einst die Sonne vom Himmel herunter zu holen, um einmal der Sonne näher sich den Rücken zu wärmen. Wohl that die Ruthe wie ihr geheßen worden, da aber die Sonne nicht von ihrem Wege weichen kann, ließ Allvater so heiße Strahlen von ihr ausgehn auf des Wünschenden Haupt, daß er mit Haus und Hof verbrennen mußte und nicht das kleinste Wahrzeichen zurückblieb von dem Ort, wo er vormals gestanden. Darum wenn auch das goldene Wünschelruthchen nicht zererschmolzen ist in der Gluth, weiß doch niemand den Ort zu nennen noch hinzuweisen, wo man ihm nachspüren könnte. Die Leute meinen auch, die Bäume im Walde hätten von den brennenden Sonnenstrahlen an jenem Tage einen solchen Schreck davongetragen, daß sie sprachlos geblieben seien und habe nachmals keines mehr ein Wort zu reden vermocht.

9. Von dem geistlichen Herrn und seinem Schüler.

Ein Pfarrherr hielt Confirmandenschule. Da war aber ein kleines Bürschlein unter den Knaben, das lernte nicht lesen. Dafür bekam es denn häufig vom Pfarrherrn Schläge. Am Samstag, wie die Schüler heim kehrten, strafte der geistliche Herr den Knaben zweimal, wies ihm aus dem Buche ein Stück, daß er zum Sonntag müsse lesen können, und schlug zum dritten Mal derb auf ihn los. Wie nun der Knabe heimwärts ging und schon ein Stück Weges gewandert war, kam ihm ein Herr zu Pferde entgegen und frug ihn, warum er so erbärmlich weinte. Sprach der Knabe: „Der Pfarrer hat mich geschlagen, weil ich nicht lesen konnte.“ Der fremde Herr sagte: „Ich will schon machen, wenn du den nächsten Montag wieder hingehst, daß du lesen kannst.“ Da bat ihn der Knabe es doch ja zu thun. Der Fremde stach ihm nun an dreien Stellen in die Haut, tupfte ins Blut und schrieb mit dem blutigen Finger etwas auf ein Papier, das steckte er dem Knaben hinter sein Ohr ins Haar und sagte: „Wenn du nun am Montag zur Schule kommst, kannst du alles was man von dir will. Man wird auch wissen wollen woher dir in der Eile die Weisheit geworden ist, du darfst aber nicht sagen daß du sie von mir hast, denn ich bin der Teufel.“

So geschah es denn. Wie der Knabe am Montag wiederkam, frug ihn der Pfarrer sogleich: „Kannst du nun lesen?“ Der Knabe antwortete ja, er könne es. Sprach der Pfarrer: „So lies!“ Da las der Knabe alles was er verlangte. Darauf sagte der Pfarrer: „Das Stück hast du nun in der Furcht gelernt, darum kannst du es, aber lies mir einmal hier aus der Bibel,“ und gab dem Knaben das Buch. Aber der Knabe konnte auch in der Bibel lesen. Da merkte der Pfarrer, daß es nicht des Knaben eigene Kunst wäre, hub an zu forschen und fragen, woher er die Weisheit habe. Endlich fand er des Teufels Papier hinter dem Ohr des Knaben. Da gab er ihm heftige Schläge und wollte wissen, wer ihm das Papier hingethan. Der Knabe sprach: „Der Teufel hat es mit meinem Blut beschrieben und hingethan.“ Darauf gab es der Pfarrer dem Probst zu wissen, wie der Knabe durch seine Schuld dem Teufel seine Seele verschrieben habe. Da wollten sie nun den Teufel fangen und ihn fragen, wie er solches gewagt habe, gedachten auch es ihm in Briefen anzufagen, es war aber keiner der ihm die Briefe gebracht hätte.

Nun lebte aber in einer Stadt ein Student, der war ein Meister in der Schreibekunst, der sagte: „Ich will den Teufel ausschreiben, kommt nur her.“ Gingen drei Pfarrer zu ihm hin und hub also dieser an, den Teufel durch Briefe zu rufen. Den ganzen Tag that er nichts als Bettel schreiben, und war einer fertig, warf er ihn zum Fenster hinaus. Endlich kam der Böse hinter das Fenster und war anzusehn wie ein Heuschaber. Der Student that

das Fenster auf und ließ ihn ein. Da standen nun die drei Pfarrer, die schalten und ermahnten ihn so lange, bis dem Bösen ganz windelweich und wässrig wurde, und tropfte endlich wie ein Schleim zum Fenster hinaus.

Nun war der arme Schüler so einfältig wie er ehdem gewesen. Der kluge Student aber, der den Teufel ausgeschrieben, ward schwachsinnig und starb nach einem halben Jahr. Wie er todt war, hieß man die Aerzte ihn schneiden und nachforschen, was es wäre, daß es ihm an den Verstand gegangen. Die Aerzte fanden aber, es wäre ihm die Weisheitsader gesprungen, darin der Leute größte Klugheit steckt, darum so habe er denn den Verstand verloren und hätte endlich gar sterben müssen.

10. Píknes Sackpfeife.

In den Tagen des Anfangs hatte Allvater viel zu schaffen mit der Einrichtung der Welt, damit er von früh bis spät die Zeit hinbrachte und nicht Acht haben konnte auf gar mancherlei, was sich hier und da hinter seinem Rücken zutrug. Die Götterhelden standen nun schon von Anbeginn wider einander, also daß es häufig Fehde gab. So hatten Píkne und Tühi der Alte lange Zeit mit einander gerungen und ihre Kräfte gemessen, wer wohl von den beiden die Oberhand gewönne. Ob nun auch die Necken Tag und Nacht lauernd einander auf den Fersen waren und sich müde saumen, wie wohl einer dem andern mit Gewalt oder List ein Uebel zufügen könnte, hatten sie doch lange nicht den rechten Augenblick getroffen, geheim ersonnene Anschläge auszuüben. Da geschah es einst, daß Píkne vom beständigen Wachen erschöpft in tiefen Schlaf gefallen war wie ein Siebenschläfer; zum Unglück vergaß er die Sackpfeife sich unter das Haupt zu schieben, wo ihm das Geräth sonst immer zu liegen pflegte. Tiefer Schlaf verschloß ihm Auge und Ohr, daß der Held nicht sah noch hörte was in seiner Nähe vorging. Wie nun Tühi der Alte, der fast jedem Schritte seines Feindes nachschlich, den Píkne entschlummert fand, trat er leise auf den Behen heran, raffte die Pfeife von der Seite des Schlafers und entsprang

eilends mit seinem Raube. Er hoffte aber so den Donneralten am ärgsten zu kränken und seine Macht zu mindern, wenn er ihm das Werkzeug seiner Strafe verbürge, das bis jetzt dem Höllenvolke die schlimmste Geißel gewesen. Als nun Píkne erwachte und die Augen öffnete, merkte er alsbald den Schaden, den ihm der Feind gethan, derweil er geschlafen. Denn kein anderer als Tühi der Alte konnte ihm die Pfeife entwandt haben, das sah er sogleich. Wie aber sollte er es anstellen, den Klauen des Diebes das gestohlene Gut wieder zu entreißen? Wohl hätte er den Diebeshandel Allvater aufgesagt und ihn um Beistand gebeten, aber da wäre denn seine eigene Unachtsamkeit offenbar geworden und Allvater hätte ihn wohl gar im Zorn gestraft. Mit solchen Gedanken sorgte sich Píkne eine gute Weile, verbarg sich auch zum öftern in die Einsamkeit, wo kein Auge ihn erblicken mochte.

War nun auch Tühi der Alte im übrigen täppisch wie ein Dorstölpel und einfältig in allen Stücken, so wußte er doch vor Píkne wohl auf der Hut zu sein. Sonst schreckte ihn Píknes Pfeife wie ein böser Kobold, daß er schon von fern davonlief; nun aber durfte er schon etwas dreister sein. Er wußte auch so manchen heimlichen Schlupfwinkel, wo ihm Píknes Pfeife kein Uebel thun konnten; tief unten im Wasser mochte er um Píkne unbekümmert hausen. So meinte denn Píkne gleich, wie er des Alten etliche Tage nicht ansichtig geworden, er sitze wo im Wasser verborgen, doch fand er lange keinen glücklichen Plan wie er ihn finge und seiner Pfeife wieder habhaft würde. Da fiel er eines Tages auf einen trefflichen Anschlag, den er sogleich

ins Werk zu setzen beschloß. Er verwandelte sich in einen Knaben, wanderte in die Dörfer am Strande und suchte ob es ihm gelänge bei einem Fischer einen Dienst zu finden.

Ein reicher Fischer Namens Lijon sprach, als er des feinen Knaben Anliegen vernommen: „Eine Heerde habe ich zwar nicht, der ich deinesgleichen zum Hüter setzen könnte, aber ich wills mit dir versuchen, ob du dich mir vielleicht allmählich beim Fischfang nützlich erweisen wirst. Du scheinst mir ein Bürschchen von scharfem Verstand, und zeigst du dich auch ebenso flink und folgsam, so könnten wir leicht Handels einig werden.“ — Als er am nächsten Morgen an den See ging, nahm er den Knaben mit sich und unterwies ihn, wie er es mit Angel und Netz anzugreifen und die übrigen Fischergeschäfte zu verrichten habe. Schon nach wenig Tagen fand er, daß ihm der aufstellige Lehrling von Nutzen war, der alle Handtierung leicht begriff und seinem Herrn auf Schritt und Tritt behilflich zu sein wußte. So ward ihn der Knabe allmählich gleichsam seine rechte Hand, so daß er niemals mehr allein auf den Fischfang zog. Die andern Fischer nannten den Knaben spöttisch Lijons Hackenhündchen, doch das Wort verdroß ihn nicht, sondern er freute sich seines unverhofften Glückes, da er nun täglich von früh bis spät das Wasser befahren konnte, wo vielleicht irgend im Grunde sein Feind verborgen saß.

Nun traf sichs, daß Tühi der Alte seinem Sohn die Hochzeit anrichten und den Gästen gar prächtige Feste anstellen wollte, damit die Leute eine gute Weile von seinem Reichthum zu schmecken hätten — Eitelkeit ist des Teufels schlimmster Rißel. Der alte Höllenwirth pflegte aber seine

Pfoten überallhin auszustrecken, wo er einen Fang zu thun erhoffte; am meisten trachtete er zu eruten, wo andere gefaßt, daß er keine andere Last hätte, als die Früchte fremden Fleißes einzuheimsen. So gerieth er denn eines Tages auch an den See, da Lijon der Fischer seine Netze ausgeworfen hatte. Wie er eben daran war, die Fische aus den Maschen zu pflücken, kam der Fischer mit dem Knaben an den See, die Netze ausziehen. Des Knaben Luchsauge hatte wie der Blitz schon von fern den Feind unterm Wasser erspäht. Er stieß seinen Herrn in die Seite und raunte ihm verstohlen ins Ohr, aus weß Grunde ihr Fang in jüngster Zeit so spärlich ausgefallen. „Eine diebische Hand maust euch eben an den Netzen,“ sprach er und lenkte mit dem Finger den Blick seines Gebieters auf den Dieb, der eben auf dem Grunde des Sees in bester Arbeit war und die Kommenden nicht bemerkte. Lijon aber war ein wohlverfahrener Schwarzkünstler, der alsbald die Diebshand an den Diebstahl festzubannen wußte, so daß sie ohne ihn nicht frei zu werden hoffen durfte. Nachdem er nun alle seine heimlichen Künste ausgeübt, kehrte er mit dem Knaben heim und sprach scherzend: „Mag er nun bis an den Morgen die Fische lesen, wie viel ihrer ins Netz gegangen!“ Als sie den folgenden Tag zum See kamen und die Netze aus Land zogen, fanden sie Väterchen Tühi im Garn gefangen, daraus das Mämdchen nicht zu entkommen vermochte, sondern offen vor des Fischers Augen treten mußte. Wie nun sein Kopf mit dem Garn über Wasser kam, versetzte ihm der Fischer gleich zum Gruß mit dem eschenen Ruderholz etliche saubere Hiebe,

daß ihm darob in den Ohren ein Säusen und Klingen geschah. Am Ufer ergriffen die beiden, der Fischer und sein Knabe, derbe Prügel und huben an, dem Diebe den Lohn auszumessen. Obgleich nun der Knabe von Ansehn schwächlich war, schmeckten doch seine Schläge so bitter, daß es Vater Tühi durch Mark und Bein ging und ihm den Athem benehmen wollte. Da begann Tühi zu jammern und flehen: „Vergieb mir diesmal, Brüderchen, und höre meine Entschuldigung an! Noth treibt den Dicken in den Brunnen, Noth auch mich Armen heute an dein Garn. Meines Sohnes Hochzeit kommt mir ins Haus, die kann man nicht ohne Fisch ausrichten, wie du wohl weißt. Da ich nun selber keine Neze hatte, mußst ich wohl etliche Fische aus deinem Garn leihen. Es war aber mein erstes Vergehen gegen dich und soll auch das letzte bleiben. Mein Lebtag will ich das Bad nicht vergessen, das du mir heute zubereitet. Dein Junge da hat mich ganz matt und mürbe gequästet, daß ich nicht Hand noch Fuß rühren kann.“ — Der Fischer antwortete: „Magst denn mit unserm Handel für diesmal ein Ende haben. Du kennst jetzt meine Neze und wirst ein andermal wissen dich in Acht zu nehmen. Da, hoch dir den Fischsack auf und geh mir aus den Augen, daß ich deine Fersen nicht mehr sehe, oder“ — sprach er und drohte mit dem Prügel. Vater Tühi küßte dankend dem Fischer die Füße, daß er so leichten Kaufs der Schlinge entkam. Obwohl er aber über eine Last Fische im Sack hatte, küßte es ihn doch, noch einen andern Fisch zu erangeln, der nach seinem Sinn der leckerste Festbraten war. Mit honigsüßer

Rede hub er an den Fischer zu Gast zu bitten auf seines Sohnes Hochzeit, denn da hoffte er mit Gewalt oder List des Mannes Seele in seine Gewalt zu bringen. Der Fischer versprach zu kommen, wenn er seinen Knaben mitnehmen dürfe. Vater Tühi dachte bei sich: es trifft sich gut und geht mir besser als ich dachte, für einen bietet man mir zwei. „Meinetwegen nimm nur das Jüngelchen mit, wenn du allein nicht kommen magst,“ sprach er zum Abschied und schleppte die prügelsteifen Beine heimwärts.

Ob nun auch Vater Tühi sonst ein gar arger Knaufer ist, richtete er gleichwohl dem Sohne ein prunkendes Hochzeitsfest aus. Da war in keinem ein Mangel, Fülle, Pracht und Herrlichkeit ward den Gästen allerweg offenbar. Er ließ sie auch seine unermesslichen Schätze und Reichthümer sehn, die in den Vorrathskammern in Kisten und Kasten aufgehäuft waren bis über den Rand. Dann hieß er auf mancherlei seltsamen Spielgeräth aufblasen und noch wunderlichere Tänze anstellen, die kein anderer verstand als nur sein Hausgefinde. Da sprach der Knabe heimlich zu seinem Herrn: „Begehre, daß sie das Tongeug hervorbringen, das hinter sieben Schlössern verwahrt ist, und uns darauf eine Weise spielen.“ Der Fischer that nach seinem Wunsch und begann alsbald den Höllenvater zu bitten und zuzureden, daß er ihnen die Wunderpfeife zeige und den Gästen zur Ergözung ein Stücklein aufspielen lasse.

Da lief nun Vater Tühi ahnungslos zum zweiten Mal ins Garn. Er trug des Himmels Donnerzeug hinter den sieben Schlössern hervor, griff mit allen fünf Fingern der Pfeife um den Hals und fing an aus vollem Halse zu blasen.

Es gab aber ein greulich Getöse, was da der Teufel hervorbrachte. „Laßt's euch nicht ärgern,“ sprach der Fischer, „nehmt's nicht übel, wenn ichs euch nur grad heraus sage, aus euch macht man keinen Spielmann mehr. Mein Hirtenhub hier wüßte es wohl besser auszubringen. Wahrlich, zu dem könntet ihr noch alle Tag in die Schule gehn.“ — Da reichte Tühi, der sich keines Truges versah, dem Knaben die Pfeife. Ward da wohl ein Wunder gesehen! Für den Knaben steht plötzlich Pikne der Alte selber da und läßt die Pfeife erklingen so gewaltig, daß der Böse mit samt seinem Volk zu Boden stürzt. Pikne aber und der Fischer eilten von dannen, gar froh, daß ihnen die List so wohl geglückt.

Wie sie eine Strecke Weges gezogen waren, setzten sich die beiden auf einen breiten Stein nieder zur Rast. Da begann Pikne frohen Sinnes die Sackpfeife zu blasen, dann berichtete er dem Fischer alle seine Anschläge bis heute, wodurch er dem alten Tühi die Pfeife wieder abgewonnen. Derweil er also erzählte, begann auf einmal ein Regen zu fallen, der nach sieben Monaten die dürre Erde wieder erquickte. Nun schied Pikne, dankte seinem einstigen Dienstherrn und gelobte, er wolle seinen Gebeten immer Erhörung gewähren. Seit der Zeit ist Sijon der Mittler zwischen Göttern und Menschen und ist in diesem Ehrenamt geblieben bis auf den heutigen Tag.

11. Märchen von der Unke.

Eine Edelfrau ging einst mit ihrer Kammerjungfer lustwandeln. Da sah sie eine große dicke Unke über den Weg kriechen. „Schlag das garstige Geschöpf todt,“ schrie die Frau, aber das Mädchen hatte Mitleid mit dem Thier, hob es sachte auf und trug's in ein Gebüsch am Wege. Es war noch keine Woche vorüber, da trat eines Abends ein winziges Männchen auf das Mädchen zu und bat, es möchte seinem Kinde Gevatter stehn. Das Mädchen wollte anfangs nicht, wandte auch ein, seine Herrschaft werde ihm nicht Muße geben, aber das Männchen bat es nur noch inständiger, bis es sich erweichen ließ und gelobte, wenns nicht anders ginge, wolle es doch heimlich kommen.

„Aber wo hast du denn dein Haus, kleiner Mann?“ frug ihn das Mädchen. „Du mußt mir sagen wo du wohnst und den Weg beschreiben.“

„Das ist bald gethan, liebes Mädchen,“ sprach der Kleine, „ich wohne unter deiner Kuchentreppe in der Erde, in der unterirdischen Welt. Wenn es aber Zeit ist, will ich dich schon selber zur Kindtaufe holen und wenn du dann nicht willig bist, wird es dein Unglück sein.“

Am nächsten Donnerstag abends kam der kleine Mann wieder zum Mädchen und führte es eine lange Treppe hinab in die unterirdische Welt. Da war ein großes Haus

mit vielen Kammern und schimmerte alles im schönsten Kerzenglanz. Alle Räume waren von Gästen angefüllt und bald lud man sie zu Tisch und gab dem Mädchen den besten Platz zum sitzen. Wie es sich aber ein wenig umschaute und seine Blicke zur Decke hob, hing da an einem Haar ein scharfes Schwert grad über seinem Haupte.

Das Mädchen wollte entfliehen, aber der Hausherr hieß sie ruhig sitzen bleiben und befahl seinen Dienern das Schwert wegzuthun. Die Wöchnerin aber sprach: „Wie über dir der Tod drohend an einem Haar schwebte, so hing auch mein Leben an einem Haar, als die Edelfrau dir gebot mich zu tödten, denn die Uke war ich. Dir aber bin ich nun einen großen Dank schuldig.“

Nachdem sie gegessen hatten und die Kindtaufe geschehen war, geleitete der kleine Wirth das Mädchen freundlich zurück. Es mußte noch seine Schürze ausbreiten, da warf ihm das Männchen eine Schaufel Erde hinein. Das Mädchen mochte die Erde nicht heim tragen und schüttete sie wieder aus, da blickte es aber der Wirth unmutig an und sprach: „Verachte nicht die geringe Gabe, die aus einem guten Herzen kommt!“ Er sammelte die Erde auf und that sie dem Mädchen abermals in die Schürze. Es trug nun die Last auf sein Kämmerlein und schüttete sie seinem Bett zu Häupten in eine Ecke. Am anderen Morgen aber fand es in der Ecke einen großen Haufen Gold und Silber. — In der Folge kam nun das Männchen noch etliche Mal dem Mädchen zu Gast und bat endlich, es möchte ihm doch gefällig sein und jeden Morgen ein Töpfchen süße Milch unter die Treppe der Küche schütten. Das

Mädchen that mit Freuden wie er es wünschte. Aber der böse Kammerdiener nahm wahr, was mit der Milch geschah und sagte es der Frau an, die hieß des anderen Morgens in der Frühe ein Schüsselchen kochender Milch unter die Treppe schütten, und der Diener that nach ihrem Befehl.

Ueber eine Weile kam das kleine Männchen weinend zum Mädchen und sagte: „Mein Kind ist heute früh an der heißen Milch verbrannt und gestorben, aber ich weiß wer die Schuld trägt. Suche du alles zusammen was du hast und verlaß im Augenblick dieses Haus.“

Das Mädchen gehorchte. Wie es mit seinem Hab und Gut davonging und sich umschaute, sah es den Edelfhof an allen Enden in vollen Flammen und blieb nach wenig Stunden von dem Hof und seinen Bewohnern nichts als ein Haufen Asche. Das Mädchen aber erwarb sich ein Häuschen und ward nachmals einem schönen Jüngling vermählt, mit dem brachte es glücklich ein langes Leben hin und hat noch Kindeskind erlebt.

12. Der untrene Fischer.

An einem Morgen im Frühling streckte ein Fischer am Strande der Ostsee die müden Glieder auf den Sand zur Ruhe und entschlummerte. Ueber ein Weilschen weckte ihn ein unbekannter Mann aus dem Schlaf und sprach: „Wie lange willst du denn schlummern, da doch das Meer voller Fische ist!“ Der Schläfer antwortete: „Ei, red mir nichts vor von den Fischen, fremder Mann, hab ich mich doch so manchen Tag schon ganz vergeblich bemüht und nicht das kleinste Fischlein gefangen. Undkehr ich heute heim und habe wieder nichts, so muß mir Weib und Kind Hungers sterben.“ — „So träum denn nicht,“ sprach der Fremde, „komm flink, ich will dir helfen beim Fange.“ Der Mann sagte: „Habe Dank, Fremder, aber mir thun noch alle Glieder weh — laß mich weiter ruhn.“ — „Was schwagest du da, Faulenzger,“ rief der Fremde böse, „hurtig auf und ans Werk, oder ich schleppe dich ins Meer auf den allertiefsten Grund.“ Da sprang der Fischer auf, reckte und streckte sich und zogen dann beide auf den Fang. Vor Untergang der Sonne hatte der Mann seinen Kahn voller Fische. „Nun geh und verkaufe die Fische,“ sprach der Fremde, „von dem Erlös aber sollst du die eine Hälfte mir bringen, die andre gib deinem Weibe. Sieh aber wohl vor, daß du redlich

theilst, es könnte sonst leicht dein Unglück sein. Morgen komm wieder hinaus auf den Fang.“ — Der Mann gehorchte und that also.

So zog er nun einen Tag um den andern auf den Fang hinaus mit dem fremden Mann, der immer die Hälfte von dem Erlös empfing, davon er noch dem Fischer etliche Groschen an Fuhrlohn und für den Gebrauch der Geräthe zurückgab. Wenn sie aber ihr Werk verrichtet hatten, verschwand der Fremde alsogleich hinter einem großen Stein.

Da ward nun aus dem armen Fischer ein behäbiger Mann. Er baute sich ein Häuschen und einen neuen Kahn und hatte wohl auch manchmal ein Gläschen auf den Durst zu nehmen.

Eines Tages, wie er wieder seine Fische verkauft, fuhr es ihm so durch den Sinn: halt, ich will dem Fremden heute weniger geben, er wirds nicht gleich merken. So that er auch, des andern Tages aber, wie sie wiederum fischten, schlug es ihnen um vieles geringer aus, auch schaute der Fremde oftmals mit traurigen Blicken nach dem Fischer hin. Als es Abend wurde, hieß er ihn wieder die Fische verkaufen und von dem Gelde ihm die Hälfte bringen. Der Mann gehorchte, gab ihm aber heute noch weniger ab als zuvor. Als sie nun das Garn auswarfen, fingen sie auch nicht einen Fisch. Da sprach der Fremde zu dem Fischer: „Du hast mich betrogen und hast zwei Tage das Geld falsch getheilt. Darum bereite dich zu sterben!“ Der Mann begann zu bitten und betheuerte, er hätte es redlich angefangen, aber der Fremde ergriff ihn beim Haar und warf ihn wie ein Bündel Stroh ins Meer.

Zwei Tage darnach ward des Fischers Leichnam am Strande gefunden und ward begraben.

Wie die Wittwe an seinem Hügel stand und bittere Thränen weinte, rührte sie ein großer starker Mann an und sprach: „Weine nicht, Weib, sondern sei fröhlich! Dein Mann hätte nachmals am Galgen sterben müssen — so hab ich ihn am Anfang seines bösen Lebens ins Meer versenkt. Nimm, hier ist ein Sack voll Geld, das hat er als ein redlicher Mann erworben und zu mir auf Zins gethan. Ich bin der Wassernerb.“ —

Das Weib schaute sich um nach dem Mann, aber er war nicht mehr zu sehn. Vor ihr aber stand ein seidener Sack voll Gold. Da ward es ihr auf einmal froh und leicht ums Herz, kehrte heim und lebte glücklich mit sammt ihren Kindern.

13. Das Findelkind.

In einem Dorf auf der Insel Dagö lag eines Abends ein kleiner Junge in gar unruhigem Schlummer. Da bemerkte des Knaben Vater über dem Bett in der Wand ein rundes Bohrlöchlein, dadurch der Wind in die Stube strich. Er schlug ein Holz vor das Löchlein, denn er gedachte daß es der Zugwind sei, der das Kind quälte. Im selben Augenblick sahen seine Augen auf dem Lager an des Knaben Seite ein wunderschönes Mägdlein, das mit ihm spielte und scherzte und ihn nicht ruhig schlafen ließ. — Das wunderbare Mägdlein mußte nun im Hause bleiben, wuchs auf mit den andern Kindern und ward auch zur Arbeit angehalten. Es war auch allerweg fleißig und skink und alle Leute im Hause hatten es lieb.

Auch der Knabe wuchs heran, er hatte aber nichts so lieb als das Mägdlein, das man in jener Nacht in seinem Bette gefunden, und nahm es sich zum Weibe.

Etliche Jahre lebten sie so ein glückliches Leben und bekamen zwei Kinder.

Eines Sonntags gingen sie zur Kirche. Da nahm der Mann zu seiner großen Verwunderung wahr, wie sein junges Weib während der Predigt anhub zu lachen, obwohl nichts Lächerliches zu erblicken war. Als der Gottesdienst vorüber war, begehrte er zu wissen, warum sie gelacht hätte.

Die Frau sprach: „Wenn du mir sagst, wie ich in dein Haus gekommen bin, will ich dir auch sagen, warum ich in der Kirche gelacht habe.“

Der Mann glaubte es werde daraus nichts Arges entstehen und versprach es ihr zu sagen, denn sein Vater hatte ihm das Geschehniß oftmals erzählt.

Darauf sprach die Frau: „Ich sah an der Wand der Kirche eine große Roßhaut ausgespannt, da schrieb der Böse aller Namen auf, die in der Kirche schliefen oder schwankten und auf das Wort Gottes keine Acht hatten. Die Haut ward endlich von den Namen voll und blieb dem Bösen nichts übrig, er mußte sie mit seinen Zähnen zerren, damit sie breiter würde. Dabei schlug und stieß er denn den Kopf an die Mauer und zog ein greulich Gesicht, und darüber lachte ich.“ — „Nun,“ sprach der Mann, „so will ich dir jetzt auch sagen wie du in mein Haus gekommen bist, aber zuvor müssen wir heim gegangen sein.“

Daheim zog er das Holz aus dem Lüchlein und sagte: „Sieh, hier bist du hereingekommen!“ Im selben Augenblick verschwand die Frau durch das Loch aus der Stube und kehrte nimmer wieder. Wohl weinte sich der Mann nach ihr die Augen blind und ihre Schönheit und Liebreiz kam ihm nicht aus dem Sinn. Seine beiden Kinder aber wuchsen heran und es ging ihnen glücklich das ganze Leben. Die Leute erzählten auch, ihre Mutter wäre manchmal im Verborgenen zu ihnen gekommen und hätte ihnen heimlich Schätze ins Haus getragen.

14. Die Unterirdischen.

Es ist nun schon lange her, da fuhr ein Mann mit seinem Söhnlein über einen See; zur Zeit als das Eis noch ganz jung und frisch war. Wie sie aber auf die Mitte des Weges kamen, brach das Eis und sanken alle in die Tiefe, der Mann mit seinem Sohn und dem Rößlein. Gleich unter dem Eise kam ein Greis in silbergrauem Haar mit böser Miene auf sie zu und sprach zum Manne: „Du bist aus eigener Schuld von droben hierher gerathen, so mußt du auch hier bleiben, es mag dir recht sein oder nicht. Ich will dir aber ein graues Roß geben und einen Schlitten mit goldnen Sohlen, und gebiete dir, alljährlich wenn es Herbst ist unter dem jungen Eise dahin zu jagen und ein Gerassel zu machen, damit nicht wiederum von euch Sterblichen einer hastig und unbedacht die Winterdecke meines Palastes und Reiches einbreche, bevor Vater Taara sie ganz zum tragen gefestet hat. Deinem Söhnchen aber und dem Roß will ich wieder nach oben helfen, da sie ohne es zu wollen durch deine Schuld hierher gelangt sind.“ Mit diesen Worten ergriff der Wassergreis das Rößlein am Zügel, verhalf dem Knaben in den Schlitten und im selben Augenblick waren sie über dem Eise. Darauf sprach der Alte zu dem Knaben: „Sei um deinen Vater unbesorgt, bei uns unter dem Wasser giebt's

ein herrliches Leben. Zieh du nur heim, gieb aber wohl Acht, daß du nichts aus dem Schlitten verlierst."

Der Knabe in seinem Schreck und so durchnäßt wie er war, verstand kaum was der Wassergott sprach, schlug auf das Rößlein ein und kam halb bewußtlos und betäubt nach Hause. Zwei große Eisklumpen waren ihm von der Wasserfahrt im Schlitten geblieben, die warf er nun beim Haus-
thor nieder. Wie sie aber gegen einen Stein fielen und nicht zerbrachen, sah der Knabe schärfer hin und gewahrte daß sie eitel Silber wären. Da war er nun reich geworden und konnte behaglich leben. Alljährlich aber, wenn sich die Gewässer mit jungem Eise bedeckten, ging er bekümmerten Herzens hin an den See, immer in der Hoffnung, seinen theuren Vater noch einmal wiederzusehn. Aber niemals ward ihm dieses Glück zu Theil, obgleich dicht vor seinen Füßen die Eisdecke oftmals krachte und sprang, wie wenn der Vater da unten von seines Sohnes Sehnsucht Kunde hätte, aber an sein Amt und Werk gebunden nicht zu ihm hinaufsteigen konnte in die obere Welt.

So gingen viele Jahre dahin und er ward alt und grau. Da kam er einstmals wie immer zur Zeit des jungen Eises wieder an den See, wandelte traurig am Ufer hin und gedachte seines Vaters ohne Unterlaß. Da ward endlich des alten Mannes Sinn so gewaltig von Weh und Sehnsucht erfüllt, daß er beide Hände wider sein Herz pressen mußte, ließ sich nieder auf einen Stein am Ufer, dort wo der Fluß in den See mündet, und Thränen rollten ihm groß und schwer die Wangen hinab. Da ge-

wahrte er plötzlich, wie er die Augen aufhob, an des Flusses Mündung ein hohes Thor aus Silber mit goldnem Gitterwerk. Der Greis erhob sich, trat an das Thor und berührte es kaum, da sprang es auf. Er zögerte ein Weilehen, schritt dann vor und kam auf einen halbdunklen ehernen Pfad. Er wanderte den Weg weiter und erblickte ein zweites Thor, dem ersten gleich, aber weit höher, davor stand ein kleines Männchen, das trug einen breiten steinernen Hut und eine eiserne Rüstung, um den Leib aber einen kupfernen Gürtel und in der Hand eine kupferne Art, wohl sechs Schuh lang! „Du bist gewiß gekommen deinen Vater zu sehn?“ frug es den Alten mit freundlicher Stimme. „Ach ja, guter Mann,“ sprach der Greis, „und könntest du nicht machen daß ich ihn sähe oder mit ihm zusammenkäme! Es sind nun schon die Tage meines Alters herangekommen und mein Leben wird immer einsamer auf der Welt.“ — „Ich kann und darf es dir nicht versprechen,“ antwortete das Männchen, „auch muß dein Vater grade seines Amtes warten. Horch — da jagt er eben im goldenen Schlitten mit dem grauen Roß unter unserer zarten Silberdecke dahin, um sie zu hüten vor dem unbedachten Tritt der Sterblichen. — Da du aber einmal als unser Gast hierher gerathen bist und gewagt hast zu kommen, will ich dir auch Haus und Hof der Wasserwelt zeigen. Von unserm Volk, dem Hausgesinde und den Herren, ist heute keiner daheim, darum können wir ungestört durch die Räume gehn.“ Als er bei diesen Worten das Thor berührte, that es sich auf und der Greis trat mit seinem Führer in einen endlos weiten und prächtigen Palast aus Krystall. Da

sahen sie eine große Schar Männer und Frauen und Kinder beisammen. Einige lustwandelten oder hatten allerlei Berrichtungen, andere saßen zu mehreren beisammen, führten Gespräche und trieben Scherz und Kurzweil. Keiner aber wandte sein Auge den Kommenden zu und beachtete oder redete sie an. Wie der Greis eine Weile still gestanden, schritt das Männchen mit ihm weiter in den Saal. Alles Hausgeräth war aus lichthem Gold und Silber und der Fußboden aus Kupfer, und je weiter sie kamen, um so herrlicher glänzte und strahlte ihnen der Raum entgegen, ohne doch ein Ende zu nehmen und Grenze zu haben. Endlich bat der Greis umzukehren. Sogleich erfüllte das Männchen seinen Wunsch und sprach dabei: „Es war gut daß du im rechten Augenblick daran dachtest, denn noch eine Strecke weiter, da funkelt das Gold so klar und leuchtend, daß sterblicher Menschen Augen es nicht ertragen können. Und dort wohnt unser mächtiger und guter König mit seiner holden Gattin und um die beiden unsere anderen Helden und liebreizenden Frauen.“ — „Du sagtest, eure Herren und Knechte wären nicht daheim,“ sprach der Greis, „wer sind aber all die Leute am Thor, die da Gespräche führen und Scherz treiben, und die Kinder, die mit Gold und Silber und allerlei köstlichem Geräth ihr Spiel haben? Ist denn das nicht euer Volk?“ — „Halbwegs sind sie's freilich, aber nicht das rechte,“ sprach das Männchen. „Es sind — wenn ichs dir auch sagen darf? — es sind Menschen aus eurer Welt, die alle in unser Reich versanken, früher oder später. Sie führen aber hier unten ein glückliches Leben und hat noch keinen ver-

langt heim zu kehren in die alte Welt, noch wäre es einem gestattet. Denn wer einmal in unser Reich kommt, muß auch bei uns bleiben.“ — „Muß ichs denn auch?“ frug der Greis erschreckt, ob er gleich selbst nicht wußte, was er von dem Leben da unten zu besorgen hätte. „Dünkt dich unser Heim so schlimm?“ frug das Männchen. „Aber fürchte nichts und sei unbesorgt. Heute kannst du gehen oder bleiben, wie du willst. Frei führte ich dich herein und führe dich frei hinaus. Es geschieht aber hier zum ersten Mal, daß ein Sterblicher aus diesen Wohnungen zurückkehrt.“ — Da frug der Greis: „Soll ich denn meinen Vater nimmer wiedersehn?“ und Thränen traten ihm abermals in die Augen. Das Männchen antwortete: „Nicht anders, als wenn du um drei Wochen wiederkehrst, wann das Eis stark und fest geworden. Dann hat dein Vater für dieses Jahr sein Werk vollendet und feiert fröhliche Tage in unserer Mitte, bis daß wiederum ein Jahr herum ist und er seines Antes von neuem walten muß einen Monat lang. — „Muß er denn ewig dieses Werk verrichten und also alljährlich seines Unglücks gedenken?“ frug der Greis bekümmert. Das Männchen sprach: „So lange muß er es verrichten, bis wiederum von den Sterblichen einer unachtsam unser Dach verlegt und selber hinabsinkt. Dann ist der erste von der Fahrt unter dem jungen Eise erlöst und der andere muß von nun an die Arbeit auf sich nehmen.“

Unter Frage und Antwort war so der Greis mit seinem Führer vor das Thor gelangt. Hier blickten auf einmal die beiden einander wie fragend ins Gesicht — das Männchen lächelte freundlich, gab dem Greise zwei Stäbchen

aus Kupfer und sagte: „Wenn du jemals an dieses Thor kommst und findest mich nicht vor, sondern einen anderen den du nicht kennst, so schlage nur die beiden Stäbchen wider einander, so will ich kommen und thun was du wünschest, wenn es so ist daß ichs kann.“ Damit führte er seinen Gast durch das hohe Thor, gab ihm auch das Geleit durch die cherne Gasse bis hin zum ersten Thor und that es auf. Da stand nun der Greis wieder am Ufer des Sees bei der Flußmündung, als wäre er aus den Wolken gefallen. Das Thor war verschwunden, aber die Stäbchen in seiner Hand bezeugten, daß er alles wirklich erlebt hatte. Er steckte sie ein und wanderte in tiefen Gedanken und wie trunken heimwärts. Hier aber fand sein Herz nirgends mehr Ruhe noch Freude an irgend etwas. Drei Wochen kam er täglich hinaus an den See zur Mündung und saß da auf dem Stein und saß wie im Traum — bis er endlich verschwunden war, und ist nimmer wieder heim gekommen.

15. Martin und sein todter Herr.

Martin der Diener hatte es über die Maßen gern, mit den Mädchen zu plaudern und tändeln, und thats so arg, daß er auch spät am Abend noch zu ihnen hin schlich und also sich oftmals um die Nachtruhe brachte. Eines Sonntags, als er abermals kein Stündchen geschlafen, ging er zur Kirche und wie er da so auf der Bank saß, nickte er ein und erwachte als es schon tiefe Nacht war. Er rieb sich schlaftrunken die Augen und konnte garnicht recht begreifen, was das alles bedeuten sollte: die Kirche war voller Menschen und waren es lauter vornehme Herrn. Martin schaute nun eifrig hin und bemerkte in der Schar auch seinen ehemaligen Dienstherrn, der schon seit drei Monaten begraben war. Auch der Herr erkannte ihn und frug: „Ei Martin, wann bist du denn gestorben?“

„Drei Wochen später als man euch begrub,“ antwortete Martin. „So — so,“ sagte der Herr, — „aber was meinst du, gehn wir nicht jezt ein wenig zu Besuch nach Hause? Du kommst mir doch zur Gesellschaft mit?“ — „Will schon kommen,“ sagte Martin, machte sich auf und schritt hinter dem Herrn her. Unterwegs fand er einen gefrorenen Handschuh, den steckte er ein. So kamen sie auf den Edelhof. Der Herr eilte zuerst zum Stall, denn er gedachte die Rosse zu quälen, und hieß Martin ihm behilf-

sich sein. Wie der Herr eintrat, gaben die Thiere keinen Laut, kaum war aber Martin gekommen, da wieherten sie auf. Der Herr wandte sich um und sagte: „Hör mal, Martin, du bist am Ende garnicht todt! Warum wiehern denn die Thiere auf deinen Eintritt? Gieb mir die Hand, ich wills fühlen!“ Martin schob die Hand in den gefrorenen Handschuh, den er vom Wege gefunden und reichte sie hin. Darauf sprach der Herr: „Ja, todt bist du nun freilich, deine Hand ist garstig kalt.“ Nun quälte er die Rosse, bis sie ganz in weißen Schaum gebadet waren. Martin kam ein Mitleid an wie er es sah, konnte aber nichts dawider thun und mußts geschehn lassen. Endlich ließ der Herr von seinem bösen Geschäft ab und sagte: „Gehn wir nun ins Haus! du mach dich in die Küche zu den Mägden und ängstige die, ich will indeß die Frau plagen. Wenn es Zeit ist umzukehren, will ich schon kommen.“ — Die Frau schrie nun und wimmerte wie sinnlos in der Angst, und Martin hieß auch die Mägde kreischen und die thaten es, aber es war im Scherz und Muthwillen. Nach einer langen Zeit kam der Herr zur Küche und sprach: „Komm, Martin, laß uns eilen, die Hähne wollen bald krähen.“ Gern wäre ihm Martin fortgelaufen, aber in der Furcht wagte ers nicht und also ging er mit. Unterwegs redet der Herr über mancherlei mit ihm, zumal wie seine Frau dem Schatz, den er vor dem Tode verborgen, mit allem Fleiß nachspüre, auch was sie anstelle um den nächtlichen Spuk zu bannen, es wäre aber alles vergeblich. „Ja,“ sagte Martin, „es muß wohl ein gewaltiger Zauberer sein, der euch das gespenstige Wesen legen könnte, und wer

noch wüßte wo in der Welt der Schatz steckt! Den finden sie wohl nimmer auf.“

„Ha ha,“ lachte der Herr, „da brauchts keinen großen Verstand! Wenn einer von den Lebenden kommt und schlägt drei Mal mit der linken Ferse auf mein Grab und spricht jedes Mal: Hier sollst du liegen bleiben! so kam ich nicht mehr heraus. Das Gold aber, das ich schon zu Lebzeiten verbarg, liegt unter dem Fußboden in meinem Schreibzimmer, nah beim Ofen.“

Da freute sich Martin wie er es hörte und hätte bald aufgejauchzt, es schien ihm aber gefährlich. Nun kamen sie auf den Friedhof und der Herr gebot Martin, er solle ihm sein Grab zeigen. Sprach aber Martin: „Wir haben hernach ein Mal dazu Zeit — ich besorge die Hähne fangen schon an zu krähen.“ Der Herr schlüpfte nun eilig in sein Grab, da schlug Martin drei Mal mit der linken Ferse auf den Hügel und sprach drei Mal: „Hier sollst du liegen bleiben!“

„O du Lügner und Bösewicht!“ rief der Todte unten aus dem Grabe, „hätt ichs gewußt, daß du am Leben wärst, ich hätte dich zerdrückt und zermalmt. Nun kann ich dir nichts mehr anthun.“

Da kehrte nun Martin voller Freude heim und sagte der Frau alles an, was er gesehen und gehört und gethan hätte. Die Frau wußte nicht wie sie ihm danken sollte, nahm ihn zum Mann und lebten nun beide gar glücklich und geehrt. Und wenns ihnen auch mit Freund Hein so leicht gelang wie mit dem nächtlichen Spuk, so mögen sie noch heute leben.

16. Der Emmu-See und der Wirts-See.

Halb nachdem Allvaters Gnade das Geschlecht der Menschen hier im Lande erschaffen, den Boden gesegnet daß er fruchtbar sei und die Wälder mit Vögeln und Ge-
thier erfüllt, schuf er auch einen See, mit kaltem, klarem und erquickendem Wasser, daraus die Menschen labenden Trunk gefunden zu aller Zeit. Am hohen Ufer des Sees sproßten und grüntem Eichen- und Lindenhaine, herrliche Blumen blühten in ihrem Schatten und in den Wipfeln erklang vom Frühroth bis zum Gedämmer des Abends der Singvöglein Lied, daß eitel Lust und froher Muth der Menschen Herz wonnevoll erfüllte. Solche Tage der Seligkeit bereitete seinen Kindern Allvaters Wille.

Aber der seligen Zeit des Volkes war keine Dauer beschieden, denn mit Uebermuth erfüllten sich die Menschenkinder und thaten nach den Gelüsten ihres bösen Herzens. So wurden sie denn allmählich ganz verderbt, daß Allvater kein Wohlgefallen mehr an ihnen fand, sondern sein Ohr ohne Unterlaß widerklang von der Kunde ihrer Gottlosigkeit. Da redete Allvater eines Tages also: „Ich will die übermüthigen Kinder strafen wegen ihrer Bosheit. Und so will ich es thun, daß ich ihnen den See nehme mit-
samt dem frischen Wasser, ob vielleicht die Qualen des Durstes sie besserten und allmählich zurück brächten auf

den rechten Weg.“ Und sich, da erhob sich eines Tages von Mittag her eine schwarze drohende Wetterwolke und schiffte hin zum Emmu-See, wo sie gleichsam Last hielt und ihre Ränder säulenförmig gegen den See hinabsenkte. Da begannen des Sees Fluthen brausend aufzusteigen im Wirbel immer höher bis sie die Wolkensäule erreichten, und so schwand in wenig Augenblicken all das Wasser aus dem See, daß auch nicht ein Tropfen zurückblieb. Aber die schwarze Wetterwolke zog mit ihrer Last hinweg und entschwand den Blicken gegen Abend. Leer war das Bette, darein einst der See gewogt; nur Moder und Schlamm blieb zurück, den Fröschen. Und auch ihn trocknete im Laufe der Tage der Windhauch und die Strahlen der Sonne.

Nun erhob sich in den Qualen des Durstes Jammer und Klage unter den Menschen, denn nirgends fanden sie anderen Trank als Regenwasser, das sich in den Niederungen zu Pfützen gesammelt hatte. Wohl füllten später Regengüsse und der schmelzende Schnee des Frühlings auch das Bette des alten Emmu-Sees bis an den Rand, aber es war weiches Pfützenwasser, das nicht recht den Durst löschen noch den Körper erquickern konnte. Scheltend nannte das Volk den See den Tümpelsee (wirts-järv) und dieser Name ist ihm geblieben bis auf den heutigen Tag. Längst verschwunden sind des Sees alte Uferhänge, hoch und schön mit ihrem grüneinden Laubgehölz und den blühenden Blumen; da ist nur sumpfiges Land an ihrer Stätte, darauf kaum etwas gedeiht als kümmerliches Kieferngestrüpp.

Wie hernach quälender Durst das verderbte Geschlecht ein wenig gebessert und seines Jammers Klage und Bitte

immer flehender aufstieg zu Allwater, erweichte er sein Herz und erbarmte sich ihrer. Doch den alten See erhielten sie nicht wieder, sondern auf Allwaters Geheiß entstanden allüberall im Schoße der Erde enge Schachte, die erfüllte er mit den Fluthen des alten Eimm-Sees und befahl den Wassern zu wallen und hic und da dem Boden zu entspringen, damit die Menschen ihren Durst löschen könnten. Auf daß aber das Wasser in den unterirdischen Adern des Winters nicht gar so kalt und nicht zu heiß im Sommer wäre, habe es Allwaters Weisheit so geordnet, daß im Frühling ein Kältestein in die Quellen gethan werde, den nimmt man im Herbst heraus und thut für den Winter den Wärme-stein zur Stelle, dann frieren die Quellen nicht ein, ob sich auch all die anderen Bächlein und die Flüsse und Seen mit eisigem Kleide bedecken.

17. Die vier Gaben des Wassergeistes.

Vier Kinder saßen und spielten eines Sonntags am Ufer des Peipus-Sees. Da trat ein alter Mann mit langem grauem Bart und Haupthaar heran, schaute ein Weilschen ihrem Spiel und Treiben zu und sprach: „Kinder, ich habe recht meine Lust an euch, daß ihr euren Tag heute so kindlich hingebracht. Wenn ihr aber aufwachsen und groß seid, sollt ihr des Sonntags zum Gotteshause gehn oder daheim ein nützlichcs Buch lesen, nie aber dürft ihr werktägige Arbeit thun. Ich habe auch jedem von euch eine kleine Gabe mitgebracht, kommt und wählt euch selbst!“ Die Kinder liefen um den Alten zusammen, der hatte sich auf einen Stein niedergelassen und trug da in seinem Schoß einen kleinen Rahn, einen kleinen Hammer, eine kleine Pflugschär und ein kleines Buch.

„Was sollen wir denn damit anfangen?“ frugen die Kinder.

„Wählt nur,“ sprach der Greis, „so will ich euch hernach schon sagen, wie ihrs anzufangen habt.“

Die Kinder wählten nun, ein jedes ein Ding. Da erhob sich der Alte, schaute sie mit durchdringenden Blicken an, daß es den Kindern ordentlich angst wurde, und sprach: „Hütet diese Gaben wohl und verlehet oder verliert sie nicht! Wenn ihr nun Männer werdet, so soll wer den

Kahn empfing ein Fischer sein, und wer den Hammer ein Schmid; wer die Pflugchar, soll pflügen und den Acker bebauen, wer aber das Buch, soll ohne Unterlaß forschen in den Schriften. Es soll aber jeder sein Amt, das ich ihm verliehen, in Ehren halten, so wird es ihm wohl gehn und werdet alle alt und reich und von allem Volk geehrt werden. Ich bin aber der Wassernerck.“ — Darauf verschwand der Alte vom Stein und eine Weile brauste und rauschte es mächtig im See aus der Tiefe.

Die Kinder verbargen ihre Gaben im Busen und liefen heim; es sprach aber keines ein Wörtchen von seinem Besiz.

Der Knabe mit dem Hammer war der älteste von ihnen. Er ging zu einem Schmid in die Lehre und seine Arbeit war reich segnet. Er hieß aber Mustepa (Schwarzkopf). Als er nun ein fertiger Meister war, ließ er sich am Peipus-See nieder, dort wo der Södra-Fluß in den See mündet und schon einige Hütten von Fischersleuten standen, und übte daselbst sein Amt untadelhaft. Ueberall her von den Edelhöfen und Schlössern trug man ihm Arbeit zu und das ganze Dorf ward nach ihm Mustwesi (Schwarzwasser) genannt und ist heute schon ein kleines Städtchen geworden.

Wie dann der Knabe mit dem Kahn groß geworden, zog er weiter von Mustwesi gen Osten, baute sich ein Haus und ward ein Fischer. Es gerieth ihm aber so wohl, daß er ganze Kirchspiele mit seinen Fischen versorgte. Er hatte blondes Vockenhaar, darum nannten ihn die Leute Kasepea (Virkenkopf), und trägt diesen Namen noch heute ein großes Dorf der Esten am Peipus-Strande.

Der die Pflugchar empfangen, wuchs auf und wanderte vom Peipus gen Norden. Er kam in einen Wald an einen herrlichen Ort, da legte er sich unter einen großen Fichtenbaum zur Ruh. Den andern Morgen hub er an die Bäume zu fällen, machte das Land urbar und schuf Acker und Felder. Bald zogen noch andere Leute aus seinem Volk zu ihm und nannten ihr Dorf Mliwi. Es trägt noch heute den Namen und blüht da ein gar fruchtbares Land unter des Kaisers Schutz. So ward aus diesem ein reicher Ackerherr und beschloß sein Leben im hundertsten Jahr, geehrt von dem ganzen Kirchspiel.

Dem aber das Büchlein verliehen war, lernte lesen unter seiner Eltern Obhut, ging wandern in die Welt lange Jahre, redete vielerlei Sprachen, kannte allerlei Schrift, ward gesandt nach Deutschland, kam in der Türken Land als ein Dolmetsch, kam nach Rußland als ein Friedensstifter. Ward endlich König, schlug die Schweden, schlug die Dänen in ihrem Land, ward ein Richter über alle und half zum Recht den Gerechten. Zu seines Namens Ehr und Gedächtniß ward gegründet im Herzen des Landes zwischen den Ufern der Ostsee und des Peipus ein neues Kirchspiel und ward Johannis genannt und trägt den Namen bis auf unsern Tag.

18. *Jutta.*

Einſt wandelte der Niedergott Trübes ſinnend am Ufer des Endla = Sees und ſeine Harfe erklang von dem was ihm das Herz bewegte. Da erblickte er von ungefähr ein Kindlein vor ſich im Graſe, das ſtreckte ihm die beiden Händchen entgegen. Schaute der Gott ſich emſig um, ob er auch des Kindes Mutter fände, ſie war aber nicht zu ſehn. Da hob er das liebliche Mägdlein auf, ging hin zu Allvater und bat, ihm das Kindlein zu eigen zu geben. Allvater willfahrte ihm und wie er gnädig auf die Tochter blickte, da erſtrahlten ihre Augen gleich den Sternen und ihr Haar erglänzte wie lichtes Gold.

Unter der Himmlſchen Hut wuchs ſie auf und ward aus dem zarten Kinde die Maid Jutta. Der Gott der Lieder lehrte ihr die ſüße Kunſt der Rede und Imarine verlieh dem Pfegling einen Schleier, gar wunderbar gewebt aus ſilbernen Fäden. Wer nur durch den Schleier blickte, der ſah vor ſeinem Auge als ob es wirklich geſchehe alles was die Jungfrau ſprach. Am Endla = See ſoll ſie aber gewohnt haben, wo man ſie häufig ſah, wie ſie die Flüge der Wandervögel ordnete und ihnen den Weg wies, auch wie ſie am Ufer des Sees einherwandelte und den Tod des Endla beweinte, ihres Geliebten. Nahm ſie aber den wunderbaren Schleier um und ſchaute in die ſelige Vergangenheit, dann ward ſie glücklich, denn ſie vermeinte zu beſitzen was ihre Augen ſahen. Auch ſterblichen Menſchen habe ſie ihren Schleier geliehen und daher komme es, daß bei Sang und Sage Vergangenes in uns lebendig wird.